Bio 5967

[1. Ex]

Geschichte Papst Pius des Sechsten, seligen Gedächtniß.

[Verf. Johann Pezzl]

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBERG

Nach dem Wiener Original.

Augsburg,
bey Johann Georg Bullmann, Buchhändler in der Fuggerey Nro. 45.

1800.

I.

Geburt und Vaterland Pius VI. — Seine erste Beschäfftigungen in Rom. — Er wird Schatzmeister, Kardinal, und endlich Papst.

Unter die überraschendste Auftritte unsrer stürmischen Zeitgeschichte gehört unstreitig auch das Schicksal des Kirchenstaates und seines Oberhaupts.

Papst Pius VI. starb als Staatsgefangener einer atheistischen, demokratischen Republik, des nämlichen Staats, dessen unumschränkter König noch vor zehn Jahren der erstgebohrne Sohn der Kirche hieß. Der zwey und achtzig-

jährige Greis, welcher im Monate Februar 1775 in der Hauptstadt der christkatholischen Welt vom heiligen Kollegio der Kardinäle die Adoration (Anbethung) empfieng, und auf Menschenschultern getragen, seinen Einzug in das erste Gebäude der Welt hielt, wurde noch in seinen letztern Lebenstagen, von einer Rotte sanscüllotischen Kriegsknechte umringt, von Stadt zu Stadt geschleppt, und wußte keinen Tag, wo er sein müdes Haupt niederlegen würde. Man sollte es beynahe ein Glück für ihn nennen, daß er während seiner ganzen Regierung schon Bitterkeiten und Widerwärtigkeiten aller Art zu erdulden hatte, weil er dadurch gleichsam vorbereitet ward, die größte aller möglichen, die gänzliche Zerstörung seiner hierarchischen und politischen Existenz, mit mehr Gleichmuth zu ertragen.

Die Regierung Pius VI. ist in jedem Betracht voll wichtiger Ereigniße: dieser Papst wurde in so kritischen Lagen versetzt, in so gefährliche Fehden verwickelt, daß seine Geschichte für jeden denkenden Menschen, für jeden Liebhaber der Kirchengeschichte, für jeden Beobachter der großen Weltbegebenheiten, höchst anziehend wird. Welch eine Kluft zwischen dem Pastthume Gregor VII. und Pius VI.

Die Geschichte dieses Letztern wollen wir beschreiben, jene Vorfälle aus seinem Papstthume nämlich, die der öffentlichen Aufmerksamkeit würdig sind, und wobey folglich alle jene minder bedeutenden Umstände keinen Platz finden können, die keinen Einfluß auf das politische oder hierarchische Interesse des päpstlichen Stuhles selbst, oder auf das Interesse der mit jenem Stuhle in einiger Verbindung stehenden Staaten haben. Unser Zeitalter ist so reich an großen, des Griffels der Weltgeschichte würdigen Begebenheiten, daß es eine Unbescheidenheit gegen das Publikum wäre, ihm die Zeit mit Erzählung kleinlicher oder folgenloser biographischer Umstände zu rauben.

* *
*

Pius VI. wurde am 27. Dezember 1717 in der zum Kirchenstaate gehörigen Stadt Cesena geboren. Sein Name war Johann Angelus Braschi, und seine Familie war ohne Glanz; doch gehörte sie in die Klaße der niedern Edelleute seiner Provinz. Braschi studierte, und gieng noch ziemlich jung nach Rom, um daselbst sein Glück zu machen. Er hatte eine ausgezeichnet ansehnliche Figur und eine glückliche Gesichtsbildung: zwey Eigenschaften, die zwar kein wesentliches Verdienst ausmachen, aber einem jungen, in die Welt tre-

tenden Manne manche Vortheile, oft sogar über gegründetes Verdienst gewähren. In Rom erwarb er sich die Gnade und den Schutz des Kardinal Ruffo; und da der damalige Papst Benedikt XIV. eben eines Sekretärs bedürfte, wurde Braschi von Ruffo zu dieser Stelle empfohlen, vom Papste angenommen, in Geschäfften gebraucht, und erhielt zur Belohnung bald ein Kanonikat an der St. Peterskirche in Rom. Dieß war die erste, und in manchem Betracht schon sehr günstige Grundlage zu einem höhern Glücke, welches auch nicht lange zögerte; denn der auf Benedikt XIV. folgende Papst Klemens XIII. ernannte Braschi zum Auditor des Kardinal Kämmerling *), und bald darauf zum Schatzmeister der apostolischen Kammer; ein sehr wichtiger Platz, der einem Manne von Thätigkeit und Talenten Gelegenheit darbiethet, sich einen höchst ausgedehnten Wirkungskreis zu verschaffen und mehr Einfluß zu gewinnen, als der Kämmerling selbst. Braschi bekleidete dieses Amt mit Ehren: er entwickelte seine Talente; er erwarb sich dabey den Ruf eines unbestechlichen, ehrlichen Mannes, und gewann die allgemeine Achtung.

Papst

*) Der Kardinal Kämmerling ist das Oberhaupt der apostolischen Kammer, und folglich das, was in andern Ländern der Finanzminister ist.

Papst Klemens XIV. hatte eine so gute Meynung von Braschi gefaßt, daß er ihn zum Kardinal erhob, doch entzog er ihm bald hernach großen Theils das Vertrauen wieder, welches er ihm Anfangs geschenkt hatte. Die Ursachen dieser Veränderung sind bisher unbekannt geblieben.

Am 22. September 1774 starb Klemens XIV. und die Wahl seines Nachfolgers hatte größere Schwierigkeiten, als schon seit langer Zeit irgend eine Papstwahl gehabt hatte.

Klemens XIII. (Rezzonico) war wohl ein frommer Mann, aber schwach an Geist, und ohne allem Sinne für politische Verhältniße. Er hatte durch unüberlegte Hitze und Halsstarrigkeit, und endlich durch sein beleidigendes Benehmen gegen den Herzog von Parma, die gesammten bourbonischen Höfe bis zur äußersten Bitterkeit gereizt. Er starb im Jahre 1769 unter Weinen und Weheklagen über die Drangsalen, wodurch der römische Hof gekränkt wurde, obschon er selbst viele Ursachen dazu gegeben hatte. Der größte Stein des Anstoßes zwischen dem römischen und den bourbonischen Höfen waren die Jesuiten, diese einst allmächtige Gesellschaft, welche durch die ihr in der ganzen katholischen Welt überlassene Erziehung der Jugend, besonders der höhern Stände, Ge-

 legenheit

legenheit hatte, die besten Köpfe alle sich einzuverleiben, und dadurch einen Einfluß erwarb, den sie weit über die Grenzen ihrer Bestimmung ausdehnte. Zwar hatten die bourbonischen Höfe die Jesuiten bereits aus ihren Staaten verbannt; allein damit waren sie noch nicht zufrieden: sie wollten den Orden gänzlich aufgehoben, und zwar durch den römischen Stuhl selbst auf die feyerlichste und gesetzmäßigste Art aufgehoben wissen. Dieser Umstand erschwerte die Papstwahl nach dem Tode Klemens XIII. schon ungemein. Glücklicher Weise fand man damals den Minoriten Ganganelli, der ungeachtet seiner Kardinalswürde einsam in seinem Kloster lebte, sich an keine Partey hieng, und keine Partey machte; einen Mann von schlichtem Menschenverstande, der klug und verträglich war; der Muth genug besaß, nützliche Dinge, troz entgegen stehender Schwierigkeiten, auszuführen, und dabey noch Mäßigung genug nichts zu übereilen und nichts zu überspannen. Diesen Mann hielten die bourbonischen Minister für den tauglichsten, um auf den Stuhl Petri zu kommen; nach vielen Schwierigkeiten erreichten sie ihren Endzweck, und Ganganelli wurde Papst Klemens XIV. Im Jahre 1773 hob er den Jesuitenorden durch eine eigene Bulle gänzlich auf, und schon im Jahre 1774 starb er.

Nun

Nun war der römische Stuhl abermals ledig, und beynahe noch schwerer zu besetzen, als das vorigemal.

Am 5. Oktober 1774 wurde das Konklave zur neuen Papstwahl eröffnet. Es arbeiteten diesesmal zwey sehr mächtige Parteyen gegen einander: die Partey der sogenannten Eiferer, und die Partey der weltlichen katholischen Höfe. Die Eiferer waren zum Theil solche Kardinäle, welche die Aufhebung der Jesuiten gänzlich mißbilligten, und sich vornahmen, die Herstellung derselben wieder zu bewirken, zum Theil solche, welche der allmählige Verfall des päpstlichen Ansehens kränkte, und die deßwegen einen Papst wollten, der weniger nachgiebig gegen die weltlichen Höfe seyn, und durch fromme Standhaftigkeit den alten Glanz der Kirche und des päpstl. Stuhles wieder herstellen sollte. Die Partey der Höfe wollte gerade das Gegentheil von diesem allen. Der künftige Papst sollte nicht nur kein Freund und Gönner der Jesuiten seyn; er sollte vielmehr durch neue kräftige Maaßregeln alle noch übrige Spuren des Jesuiterordens vertilgen, und jede Art von Auflebung jener Gesellschaft auf ewige Zeiten unmöglich machen. Er sollte ferner ein Mann seyn, entfernt von Fanatismus und Streitsucht, und von dem sich hoffen ließ, daß er die alten übertriebenen Ansprüche

und Anmaßungen des römischen Hofes selbst anerkennen, davon abstehen, gegen die katholischen Höfe nachgiebig seyn, und sich den Revindikationen ihrer Souveränitätsrechte in Kirchensachen nicht widersetzen werde.

Da beynahe alle Kardinäle zur einen oder zur andern Partey gehörten, so sieht man leicht ein, wie schwer es halten mußte, die zu einer rechtmäßigen Papstwahl nöthigen Stimmen für ein Individuum zusammenzubringen.

Gleich Anfangs hatten die Eiferer ziemlich sichtbar die Oberhand. Etwas später aber kamen noch einige Kardinäle aus Frankreich, Spanien und andern katholischen Staaten an, und dann wurde der Streit etwas gleicher. Man hielt eine Stimmensammlung über die andere; aber es fand sich bey weitem niemal die gehörige Zahl für diesen oder jenen Kandidaten; und das Jahr 1774 verfloß, ohne daß ein Papst gewählt war.

Der spanische Hof begünstigte sehr thätig den Kardinal Palavicini; der Wienerhof einigermaßen den Kardinal Visconti; auch der Kardinal Migazzi kam in Vorschlag. Allein, die starke Partey der Eiferer betrachtete sie als Hofkreaturen, und schloß sie schon deßwegen mit Nachdruck aus. Man mußte endlich auf einen von

jenen

jenen wenigen Kardinälen kommen, die zu keiner Partey gehörten: unter diesen befand sich Braschi, jedoch mit dem Verdacht, daß er einigermaßen den Jesuiten geneigt sey. Da man sich über Niemanden vereinigen konnte, so verfiel man auf diesen Letztern. Besonders ließ es sich der Kardinal Zelada angelegen seyn, endlich eine bestimmte Wahl zu Stande zu bringen; er bewies den Eiferern, daß sie nichts von Braschi zu besorgen hätten; er bürgte den Ministern der Höfe, daß Braschi sich gewissenhaft an die von seinem Vorfahren eingegangenen Verbindungen halten würde. Am 14. Februar 1775 war noch eine Stimmensammlung, und alle fielen zu Gunsten des Kardinal Braschi aus. Sogleich gieng das heilige Kollegium in Corpore nach seiner Zelle, um ihm die Wahl anzudeuten, und die sogenannte Adoration zu leisten.

Der Kardinal Bernis, ein feiner Kopf, ein großer Welt- und Menschenkenner, und ein Mann, der den Zustand der Dinge in Rom vorzüglich zu beurtheilen im Stande war, machte von dem neuen Papste, als er die Wahl desselben seinem Hofe ankündigte, folgende treffende Schilderung:

„Man glaubt, daß der Kardinal Braschi diese Stelle auf eine würdige Art bekleiden werde; wenigstens hat das Publikum stets eine günstige

Mey-

Meynung von ihm gehabt, und Jedermann gesteht ein, daß er Einsichten, Frömmigkeit und eine strenge Ehrlichkeit besitzt, von der er nie abgewichen ist. Schon als ein junger Mann erwarb er sich die Hochachtung Benedikt XIV. und dieser aufgeklärte Papst öffnete ihm die Bahn der Ehrenstellen. Unter dem Papstthume Klemens XIII. stand er sehr in Gunst, und doch hat man ihm nie irgend einen Schritt zur Last gelegt, der ihn des Fanatismus hätte verdächtig machen können. Von Klenens XIV. wurde er zum Kardinal gemacht; aber bald nachher brachten einige übelgesinnte Personen dem Papst eine widrige Meynung von ihm bey. Braschi ertrug seine Ungnade, ohne darüber zu klagen, und schien bloß der vom Papste empfangenen Wohlthaten eingedenk zu seyn. Kurz, sein ganzes Betragen stellt ihn als einen ehrlichen Mann dar, als einen **Mann voll Muth, Festigkeit, Klugheit und Mäßigung.** Indessen kann man nicht für alle Ereigniße bürgen, welche vielleicht aus gewissen Umständen entstehen können, auch nicht für die Veränderungen, welche eine zu große Erhöhung in dem Charakter und Geiste der meisten Menschen bewirkt. Gott allein kennt das Herz des Menschen, und wir können bloß nach dem äußern Scheine urtheilen."

II.

Erste Verfügungen des Papstes in Regierungssachen. — Streitige Verhandlungen mit Spanien, Preußen und Rußland.

Sobald der bisherige Kardinal Braschi zum Papst erwählt war, nahm er den Namen Pius VI. an. Nachdem seine Wahl in der Wahlkapelle proklamirt war, warf er sich auf die Kniee, und verrichtete ein so rührendes Gebeth, daß alle Anwesende darüber in Thränen ausbrachen; dann wandte er sich an die Kardinäle, und sprach zu ihnen: Ehrwürdige Väter! eure Versammlung ist nun geendet, aber wie unglücklich ist das Resultat davon für mich ausgefallen! Diese Worte, welche man damals für weiter nichts, als einen Ausdruck von Bescheidenheit nehmen konnte, sind in der Folge für Pius VI. nur zu treffend in Erfüllung gegangen.

Das

Das Publikum von Rom, welches eine ziemlich unruhige und eigensinnige Volksmasse ausmacht, schien Anfangs nicht sehr mit der Wahl Pius VI. zufrieden zu seyn: es betrachtete ihn als einen Zögling der Rezzonico, deren unbesonnener Religionseifer den römischen Stuhl in eine so gefährliche Lage versetzt, und die Einziehung von Benevent und Avignon veranlaßt hatte.

Der neue Papst, welcher dieses erfuhr, ließ sich eifrig angelegen seyn, die gegen ihn herrschenden übeln Begriffe zu zerstreuen, und eine günstige Meynung von sich zu erwecken. Er theilte Geld unter die Armen aus. Er ließ eine alte dürftige Frau nach Rom kommen, welche ihn in seiner Kindheit gepflegt hatte. Bey der ersten Austheilung von geistlichen Würden und Aemtern wählte er die biedersten und ärmsten Prälaten. Neben diesen Handlungen der Wohlthätigkeit gab er auch einige Beweise von Strenge: der Prälat Potenziani, Gouverneur von Rom, erhielt einen scharfen Verweis, weil er sich nicht klug und thätig genug bewies, den in der Stadt Rom herrschenden Unordnungen abzuhelfen. Auch kündigte der Papst an, daß er allen Denjenigen ihre Aemter wieder abnehmen würde, welche die-

selben auf eine unrechtliche Weise erworben hatten. Er zog einige überflüßige Pensionen ein, und ersparte dadurch der apostolischen Kammer eine jährliche Ausgabe von 40000 römischen Thalern (Scudi). Er versprach den Kardinälen, daß er sie über alle Angelegenheiten zu Rathe ziehen würde. Er zeigte sich gütig, arbeitsam, mäßig, und versagte Niemanden den Zutritt zu sich, der in Geschäfften oder andern erheblichen Angelegenheiten mit ihm sprechen wollte. Auf diese Art gewann er sich in Kurzem die Achtung und Liebe beynahe des ganzen Publikums.

Schwerer wurde es ihm, die Partey der Eiferer und die bourbonischen Höfe zu befriedigen. Es war weder den erstern, noch den letztern genug, einen Papst zu haben, der ihnen nicht entgegen war; auch die Stellen der ersten Minister und Rathgeber des Papstes sollten mit solchen Kardinälen besetzt werden. Nach einigem Schwanken, und einigen geheimen Verhandlungen wurde der Kardinal Pallavicini Staatssekretär; Kardinal Negroni bekam die Datarie, und der Kardinal Konti wurde Sekretär der Breven. Mit dieser Wahl waren beyde Parteyen so ziemlich zufrieden.

Diese Zufriedenheit war jedoch von keiner Dauer. Die Eiferer wollten, daß der Papst ihnen zum Werkzeuge ihrer Rache dienen, und die angeblichen Ungerechtigkeiten seines Vorfahrers wieder gut machen sollte. Der Jesuitengeneral Ricci und einige sehr hitzige Anhänger der Gesellschaft Jesu waren in der Engelsburg verhaftet worden, und man hatte gegen sie den förmlichen Prozeß angefangen. Die Eiferer verlangten, daß die Verhafteten itzt ohne weiters freygesprochen, und losgelassen werden sollten; allein, Pius VI. hatte Muth genug zu erklären, daß die Angeklagten nach dem gewöhnlichen Wege Rechtens sollten behandelt werden. Indessen starb Ricci einige Zeit nachher in der Engelsburg, und somit hatte der Prozeß von selbst ein Ende.

Mit dem spanischen Hofe bekam der Papst auch sogleich einen Streithandel. Ein Spanier, Namens Johann Palafox, war im vorigen Jahrhunderte Bischof in Mexiko: dieser Mann hatte sich durch seine ausgezeichnete Gelehrsamkeit und ächte Frömmigkeit einen sehr ausgebreiteten guten Ruf erworben; noch bekannter aber war er durch seine Streitigkeiten mit den

Mißio-

Mißionarien der Jesuiten geworden, von welchem Orden er einer der heftigsten Gegner seiner Zeit war. König Philipp IV. rief ihn nach Spanien zurück, und gab ihm daselbst ein Bisthum, wo er ein exemplarisch frommes Leben führte, und im Rufe der Heiligkeit starb, auch bald nach seinem Tode selig gesprochen wurde. Nachdem der spanische Hof die Jesuiten aus seinen Staaten verbannt hatte, verlangte er, daß Palafox sollte heilig gesprochen werden. Klemens XIV. fieng den Kanonisationsprozeß an, starb aber bald darauf. Die erste Gefälligkeit, welche der spanische Hof von dessen Nachfolger forderte, war die Beendigung dieses Prozeßes, Pius VI. ließ sich auch die Sache angelegen seyn; allein es fanden sich Schwierigkeiten über Schwierigkeiten; am Ende wurde sogar die Orthodoxie des frommen Pallafox verdächtig und zweifelhaft gemacht, und der Papst fand sich berechtiget zu erklären, daß es noch lange nicht Zeit sey, die Kanonisation desselben vorzunehmen, und daß er einstweilen blos in dem Range der Seligen bleiben müsse. Der spanische Hof fügte sich zwar in diesen Ausspruch, aber er war doch unzufrieden darüber, und schöpfte schon von dieser Zeit an ein Mißtrauen gegen Pius VI., das ihn bewog, auf alle ferneren Schritte dieses Papstes mit einer ungemeinen Strenge zu wachen.

Viel ernsthafter war die Verlegenheit, in welche Pius VI. um eben diese Zeit durch den König von Preußen versetzt wurde. Friedrich II. hatte in Schlesien und in den bey der ersten pohlnischen Theilung erworbenen Provinzen mehrere Jesuitenkollegien. Als Klemens XIV. den Orden aufhob, blieben die Jesuiten dieser Provinzen ganz in ihrer alten Verfassung. Der König ließ das Aufhebungsbreve nicht publiciren, und somit hielten sich die Väter der Gesellschaft für berechtiget, die Existenz jenes Breve zu ignoriren. Pius VI. ließ den König Friedrich durch dessen Agenten in Rom ersuchen, das Aufhebungbreve auch in seinen Staaten zu exequiren; allein Friedrich antwortete: „Da man ihn über die Aufhebung des Ordens nicht zu Rathe gezogen habe, so sey sie für ihn, als ob sie nicht geschehen wäre; er glaube also das Recht zu haben, ganz davon zu abstrahiren, und lasse die in seinen Staaten befindlichen Jesuiten auf dem alten Fuße." Der Papst machte wohl noch einige Einwürfe gegen diese sonderbare Erklärung des preußischen Königs; sagte aber endlich dem Agenten desselben: „Es stehe nicht in seiner Macht, den Ausspruch seines Vorgängers zu widerrufen, weil sich die katholischen Höfe zu heftig dagegen setzen würden; er verspreche aber feyerlich, daß er die in Preußen bestehende Gesellschaft niemal für irregulär erklären werde."

Als

Als die Minister von Spanien und Frankreich diese unerwartete Aeußerung des Papstes erfuhren, giengen sie sogleich zu demselben, machten ihm Vorstellungen und sogar derbe Vorwürfe. Der Papst entschuldigte sich damit, daß man seine Worte misverstanden und unrecht ausgelegt habe, und erneuerte seine mit jenen Höfen eingegangenen Verbindlichkeiten. Um zu beweisen, daß es ihm damit Ernst sey, forderte er von dem Könige von Preußen, daß die Jesuiten in seinen Staaten ihr Ordenskleid, welches sie bisher noch immer trugen, ablegen mußten, und ferner weder predigen, noch sich mit Austheilung der Sakramente abgeben dürften. Friedrich II. willigte darein, und ließ ihnen dieses zu Anfang des Jahrs 1776 durch den Bischof von Breslau befehlen; aber die öffentlichen Schulen ließ er ihnen noch allenthalben, wo sie dieselben bisher inne gehabt hatten; auch durften sie unter der äußern Gestalt von Weltpriestern in ihren ehemaligen Kollegien beysammen wohnen; denn der König hatte sich hierüber öffentlich mit folgenden Worten geäußert: „Es liegt mir daran, daß meine katholischen Unterthanen eine weise und einförmige Erziehung in der Religion ihrer Väter erhalten. Ueber das Talent zur Erziehung haben die Jesuiten Beweise gegeben, und sie können dieselbe nur dann gehörig besorgen, wenn sie gemeinschaftlich zusam-

men leben: und darum sollen sie fortfahren so zu leben."

Die Kaiserinn von Rußland hatte, wie bekannt, bey der ersten, im Jahre 1772 vorgenommenen Theilung Pohlens die nordöstliche Spitze von Lithauen erhalten, in welchem Striche Landes die Städte Mohilow und Polock liegen. In diesen beyden Städten waren Jesuitenkollegien, als in dem darauf folgenden Jahre der Orden aufgehoben wurde.

Bey diesem Vorfalle benahm sich die Kaiserinn Katharina II. gerade so, wie König Friedrich II. Sie ließ das Aufhebungsbreve in ihren Provinzen nicht publiziren; ließ die Jesuiten in Mohilow und Polock in ihren Kollegien und in ihrer ganzen ehemaligen Ordensverfassung beysammen, und zwar ebenfalls aus dem angeblichen Beweggrunde, daß die Jesuiten allein zur Erziehung der Jugend tauglich wären.

Ein lithauischer Edelmann und katholischer Geistlicher, welcher sich in Warschau aufhielt, hatte die Zuneigung der dort befindlichen rußischen Minister, und sogar die Freundschaft des päpstlichen Nunzius zu gewinnen gewußt. Auf Verlangen des rußischen Hofes und auf Anempfehlung

des Nunzius ernannte ihn der Papst zum Bischof von Mallo in partibus; von dieser Zeit an nahm er seinen Sitz zu Mohilow, und nannte sich Bischof von Mohilow und Weiß-Reußen, welches ihm der rußische Hof bewilligte. Die Propaganda zu Rom ertheilte ihm ein Breve, wodurch sie ihn zum apostolischen Visitator jener Gegenden machte. Auf den Inhalt dieses Breve sich stützend, eignete er sich eine sehr ausgedehnte Gewalt zu, und erlaubte, unter andern Anmassungen, den Jesuiten in Weiß-Reußen sogar Novitzen für den Orden aufzunehmen.

Diesen Schritt nahmen die bourbonischen Minister nicht gleichgültig auf: sie machten dem Papste Vorstellungen darüber, und dieser wandte sich an die rußische Kaiserinn. Bisher hatten die Päpste den Regenten von Rußland den Kaisertitel noch niemals gegeben. Pius VI. betitelte bey dieser Gelegenheit Katharina II. zum erstenmal Kaiserliche Majestät, und ersuchte sie, das Aufhebungsbreve der Jesuiten in ihren Staaten zu publiziren. Die Kaiserinn schlug es ab, und verlangte ihrer Seits, daß Mohilow zu einem Erzbisthume erhoben, und gerade der Bischof von Mollo zum Erzbischofe geweiht werden sollte. Der Papst mußte befürchten, durch Widersetzlichkeit den in Rußland befindlichen Katholiken, deren

Zahl ungefähr eine halbe Million betrug, die Ungnade der Kaiserinn zuzuziehen: er schickte also den damals in Warschau befindlichen Nunzius Archetti nach Petersburg, um die Sache auszugleichen. Die Verhandlung fand mancherley Schwierigkeiten, die dem heiligen Vater Kummer und Verlegenheiten von allen Seiten verursachten, und Archetti mußte sich bequemen, in Mohilow Alles nach dem Willen der Kaiserinn einzurichten, und die dortigen Jesuiten in ihrem Zustande zu lassen.

III.

Austrocknung der pontinischen-Sümpfe.

Am südöstlichen Ende des Kirchenstaates liegt ein Stück Landes, genannt die pontinische Sümpfe. Diese Gegend hat gegen Norden eine Reihe von den apenninischen Bergen, aus denen mehrere Quellen, Bäche und kleine Flüßchen kommen, die ihren Lauf gegen Süden nehmen, um sich in das mittelländische Meer zu ergießen. Beym Schmelzen des Schnees und bey heftigen oder anhaltenden Regengüßen schwellen diese Wässer an: ihr Bette ist seicht; der mitgeführte Schlamm verstopft die Mündungen; deßwegen überschwemmen sie die ganze umliegende Ebene, und bilden die oben genannten Sümpfe, welche sich von dem Hafen Astura längst der Seeküste bis nahe an Terracina erstrecken.

Diese Sümpfe verursachen mannigfaltige Beschwerden: das stehende Gewässer derselben fault, und erzeugt giftige Ausdünstungen und Nebel, welche die Luft rings umher verderben, und tödt-

liche Krankheiten verbreiten; sie unterbrechen die Straße von Rom nach Neapel, und zwingen die Reisenden, große und mühsame Umwege an dem Fuße der Apenninen zu nehmen; sie rauben endlich der Kultur ein sehr ansehnliches Stück Landes.

Alle diese Umstände fanden sich schon zu den Zeiten des alten Rom. Der Censor Appius Claudius führte, zur Erleichterung der Reisenden, seine berühmte appische Straße mitten durch den Sumpf. Kaiser August ließ neben dem appischen Wege einen Kanal graben, um einen Abfluß zu bahnen. Trajan verbesserte und verschönerte die appische Straße. Seit dem Einfall der Barbaren in das römische Reich wurde diese Gegend ihrer natürlichen Verwilderung überlassen; und erst die Päpste Martin V., Leo X., und Sixtus V. suchten durch künstliche Dämme und Kanäle das Uebel zu vermindern. Seit diesem Zeitpunkte blieb Alles wieder in seinem natürlichen Zustande, bis auf Pius VI.

Dieser war kaum auf den römischen Stuhl gekommen, als er sich sogleich mit diesem Gegenstande beschäfftigte. Er machte persönlich eine Reise in die Gegend der Sümpfe, und beschaute von einer Anhöhe diesen unglücklichen Fleck Landes, der durch die Länge der Zeit und durch das

Ver-

Verderbniß der Gewässer verwüstet, einen schauerlichen Anblick darboth. Die Schwierigkeiten, eine solche Wildniß in gesundes, fruchttragendes Land umzuschaffen, waren Jedermann auffallend; allein Pius VI. ließ sich davon nicht abschrecken: er beschloß, erstens wenigstens eine sichere Straße durch dieses bodenlose Gefilde anzulegen, und dann die Austrocknung derselben zu unternehmen. Er errichtete eine eigene Bank, wo die zu dieser Unternehmung bestimmten Gelder hinterlegt wurden; auch wurde eine freywillige Subscription zu diesem Zwecke eröffnet, und sie brachte in kurzer Zeit 120,000 Scudi ein. Der Ingenieur Sani erhielt noch im Jahre 1777 den Auftrag, eine Karte von der ganzen Gegend aufzunehmen, und die Punkte anzuzeigen, wo man die Arbeit am füglichsten anfangen könnte. Bolognini, der schon unter Klemens XIII. einen Plan zur Austrocknung dieser Sümpfe gemacht hatte, erhielt die Leitung der ganzen Unternehmung, und so ward das Werk begonnen.

Das erste, was man aus dem wüsten Schlamm hervorfand, war eine Wasserleitung, welche ehemals die Stadt Terracina mit Wasser versehen hatte, und welche itzt mit wenig Mühe und Kosten wieder hergestellt und ausgebessert wurde.

Nun machte man sich an die appische Straße. Es forderte ungemeine Arbeit, dieses Meisterstück der alten römischen Pracht wieder an das Tageslicht zu bringen. Appius Claudius hatte seine Straße nicht um viel über die damalige gewöhnliche Oberfläche der Sümpfe erhöhet, auch sie an gewissen Stellen unten mit Schwibbogen versehen, wodurch die Gewässer von Norden gegen Süden einen Ablauf fanden. Aus Mangel an Aufsicht und Säuberung wurden diese Schwibbogen nach und nach verschwemmt und verstoft; der Schlamm häufte sich an der appischen Straße, und fieng an, sie allmählig zu übersteigen, und unsichtbar zu machen. Statt durch Säuberung der Schwibbogen den Ablauf des stehenden Sumpfes zu befördern, erhöhte man unter Trajan, und später unter dem Gothenkönige Theodorich die appische Straße immer um einige Fuß, und machte dadurch das Uebel nur noch ärger. Papst Pius VI. griff dieses Uebel an der Wurzel an: er ließ jene steinernen Erhöhungen mit Gewalt wieder abreißen, bis man die wahre appische Straße neuerdings entdeckte, und auf dieser ließ er die neue große Landstraße bis an seine Grenzstadt Terracina anlegen, welche der neapolitanische Hof bis nach Kapua fortgesetzt hat, wie sie schon unter den alten Römern existirt hat. Im Jahre 1786 war diese schöne Landstraße gänzlich vollendet.

Nebst

Nebst der Herstellung der appischen Straße wurde auch quer durch die Moräste ein breiter Kanal gezogen, der seine Mündung in den foglianischen See hatte. Es arbeiteten mehr als tausend Menschen an diesen Werken, und schon zu Ende des Jahrs 1778 hatte man eine beträchtliche Strecke der bisherigen Sümpfe für das darauf folgende Jahr urbar gemacht.

Diese Unternehmungen kosteten jedoch mehr, als man Anfangs berechnet hatte. Die Subscribenten wurden lauer, und das Publikum von Rom, welches, wie jedes Publikum, kurzsichtig, leichtsinnig und ungeduldig ist, fieng bald an, die Sache als ein kostspieliges, unausführbares Werk zu betrachten und zu verschreyen, bey welchem aller Aufwand verloren seyn würde. Soviel ist wahr, daß heftige Wassergüße, welche sich in den Jahren 1779 und 1783 einstellten, einen großen Theil der bis dahin vollbrachten Arbeiten wieder zerstörten, und urbar gemachte Strecken Landes neuerdings überschwemmten. Der Papst machte persönlich mehrere Reisen nach Terracina, um die Lage der Sachen zu sehen. Er fand den Kampf mit den Elementen zwar schwierig, ließ aber doch mit den Arbeiten fortfahren. Man hat nach neuern geometrischen Messungen als richtig anerkannt, daß die nahe Küste des mittelländischen

Meeres

Meeres etwas höher liegt, als ein Theil der pontinischen Sümpfe, und somit wird es kaum möglich seyn, das Wasser derselben ganz ablaufen zu machen; indessen ist doch so viel trocknen Landes gewonnen worden, daß der Papst seinem Neffen, dem Herzog Braschi, ein ausgebreitetes schönes Landgut aus demselben hergestellt hat, und daß die apostolische Kammer große Strecken davon in der nördlichen Gegend an die benachbarten Ortschaften verpachtet hat. Auch ist der neue Kanal, welchen der Papst nach seinem Namen den **Kanal des Pius** (Linea Pia) benannt hat, ein wohlthätiges Werk; und die Herstellung der appischen Straße, welcher er ebenfalls in dieser Strecke seinen Namen die **Straße des Pius** (Via Pia) beygelegt hat, würde allein schon seinen Namen verewigen, und ihn wenigstens dafür rechtfertigen, daß er sie wieder an das Tageslicht brachte, und dadurch die Gemeinschaft zwischen den ersten zwey Städten Italiens beförderte.

IV.

Verhandlungen des Papstes mit Kaiser Joseph II. — Seine Reise nach Wien.

Gegen Ende des Jahres 1780 starb die Kaiserinn Königinn Maria Theresia, und ihr Sohn und Thronfolger Joseph II. übernahm die Regierung der östreichischen Erbstaaten. Ein unbedeutender römischer Prälat verleitete den Papst zu dem unanständigen Schritt, der Kaiserinn Theresia die Todtenfeyerlichkeit zu verweigern, welche man zu Rom sonst für alle verstorbene katholische Souveräns zu halten pflegt; und der Kaiser fand dadurch mit Recht das Andenken seiner erhabenen Mutter beleidigt.

Dieser Vorfall hatte jedoch keinen Einfluß auf sein bisheriges Benehmen gegen Rom. Seine Plane zu den Reformen aller Art, welche er nach seiner Thronbesteigung auszuführen gedachte, waren schon seit lange entworfen, und diese Reformen sind noch in frischem Angedenken. Er

hob

hob alle Verbindung der Mönche mit ihren Ordensgeneralen in Rom auf; er forderte, daß alle päpstlichen Bullen, Breven ꝛc. erst ihm vorgelegt werden, und sein landesherrliches Placet erhalten mußten, ehe sie in seinen Staaten publizirt werden durften; er verboth die Bulle in Coena Domini; er hob alle blos kontemplative Mönchsorden auf, wie auch alle Nonnenklöster, die sich nicht mit der Erziehung weiblicher Jugend oder Wartung der Kranken abgaben; er verboth gewisse Dispensen aus Rom zu holen, und forderte von seinen Bischöfen strenge Befolgung seiner Anordnungen; er zog mehrere begüterte Stifte und Klöster ein; er begehrte von dem Papst ein Indult, um alle Bisthümer und Benefizien in der Lombardey zu besetzen; er ertheilte den protestantischen und reformirten Religionsgenossen allgemeine und öffentliche Toleranz, Bethhäuser, Pfarrer, Schulen, und die Fähigkeit zu öffentlichen Aemtern und Ehrenstellen zu gelangen.

Solche Verfügungen mußten in Rom nothwendiger Weise großes Aufsehen und unangenehme Eindrücke verursachen. Indessen waren es nur Disciplinargegenstände, und Pius VI. war zu einsichtsvoll, als daß er es hätte unternehmen wollen, eine ernstliche Widersetzlichkeit dagegen zu zeigen; allein einige Kardinäle, die Ordensgenerale

rale und andere Prälaten belästigten ihn mit Klagen und Vorstellungen, sogar mit Vorwürfen; besonders fand das Begehren wegen der lombardischen Benefizien die heftigsten Widersacher; der geängstigste Papst mußte ihnen versprechen, alles Mögliche zu versuchen, den Kaiser davon abzubringen: er schrieb also einen respektvollen Brief an denselben, und dachte auf diese Art wenigstens Zeit zu gewinnen. Joseph antwortete darauf in einem freundlichen, aber nachdrücklichen Tone, der fast keine Hoffnung übrig ließ, daß er von seinem Vorhaben abgehen würde.

Bey diesen Umständen faßte Pius VI. plötzlich den höchst unerwarteten Entschluß, selbst nach Wien zu reisen, um sich persönlich mit Kaiser Joseph zu besprechen, und im freundschaftlichen Einverständnisse mit demselben eine entschiedene Grenzlinie zu ziehen, wie weit sich ein- für allemal die Reformen in Kirchensachen im östreichischen Staate erstrecken sollten. Ohne Zweifel wollte sich Pius durch diesen Schritt sowohl bey seinen Zeitgenossen als bey der Nachwelt ein Denkmal errichten, daß er nichts unversucht gelassen habe, um das Wohl der Kirche aufrecht zu erhalten; und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, war seine Reise zweckmäßig; denn entweder erreichte er dadurch seine Absicht, oder nicht; erreichte er sie, so mußte die

die ganze Hierarchie eingestehen, daß Pius VI. der Kirche dafür ein Opfer gebracht habe, wie es kein anderer Papst gethan hat; und erreichte er sie nicht, so that er doch das Aeußerste, was er menschlicher Weise thun konnte.

Der Papst vertraute sein Vorhaben zu allererst nur den drey Kardinälen Albani, Gerdyl und Pallavicini; dann kündigte er es dem Kaiser Joseph selbst in einem Breve an, welches er durch seinen Nuntius in Wien übergeben ließ. Der Kaiser schrieb an Pius eine sehr verbindliche Antwort, machte ihm zwar einige schmeichelhafte Einwürfe, besonders in Betreff seiner Gesundheit, gab aber übrigens diesem Entschluß seinen ganzen Beyfall.

Sowohl in Rom, als in Wien, wurde indessen diese Sache viel früher bekannt, als es beyde Souveräns gewünscht hatten; erregte in beyden Städten, und dann in der ganzen katholischen Welt das größte Aufsehen, und wurde von allen Seiten untersucht und beurtheilt. In Rom war Anfangs eine große Mehrheit der Stimmen gegen die Reise; besonders bemühte sich der Kardinal Bernis zu wiederholtenmalen, den heiligen Vater von diesem Vorhaben abzubringen, welches er

ihm von verschiedenen beschwerlichen und gefährlichen Seiten so zudringlich vorstellte, daß der Papst endlich sagte: „Ich gehe nach Wien, wie ich zur Märtyrkrone gehen würde; für das Wohl der Religion müssen wir selbst unser Leben nicht achten. Es ist uns nicht möglich, das Schifflein Petri in den heftigsten Stürmen zu verlassen.“ In Wien schwebte das Publikum eine Zeit lang in einer Art von dumpfen Erstaunen über diese Reise, und freute sich dann recht herzlich über die Ankunft des Papstes.

Anfangs war Pius VI. gesonnen, diese Reise inkognito, unter dem Titel eines Bischofs von St. Johann von Latran zu machen; dieser Gedanke wurde aber wieder verworfen, und er entschloß sich im Glanze der päpstlichen Würde zu reisen. Am 25. Febr. 1782. hielt er ein Konsistorium, worinn er verschiedene Anordnungen machte, die während seiner Abwesenheit Statt haben sollten: die politische Regierung des Staats übergab er dem Kardinal-Vikarius Kolonna; die Bulle ubi Papa, ibi Roma (wo der Papst ist, dort ist auch Rom) hob er auf, und befahl, daß im Fall seines Absterbens während

der Reise, wo dieses auch immer seyn möchte, das Konklave zur Wahl seines Nachfolgers in Rom gehalten werden sollte. Nach dem Konsistorio ließ er seinen Neffen, den Grafen Onesti zu sich kommen, übergab ihm sein Testament mit folgenden Worten: Wenn ich auf der Reise sterbe, so werden Sie hier meinen letzten Willen finden; erinnern Sie sich meiner in Ihrem Gebethe: Gott befohlen!" — Und Oheim und Neffe brachen in Thränen aus. — Am 26. Febr. um Mitternacht gieng Pius zu den Gräbern der heiligen Apostel Petrus und Paulus in der St. Peterskirche, bethete dort um ihren Beystand, und las dann die Messe.

Der 27. Febr. war zur Abreise bestimmt. Der Papst hörte noch eine Messe in der Peterskirche, und gieng dann in die darann stoßende Sakristey, wo sich der damalige Großfürst und die Großfürstinn von Rußland, (welche unter dem Namen: Graf und Gräfinn von Norden, eben diese Reise durch Italien machten) von ihm beurlaubten, ihn mit einem prächtigen Reisepelz beschenkten, und bis zu seinem Reisewagen begleiteten. Pius stieg endlich in diesen Wagen, in Gegenwart einer ungeheuern Volksmenge, welche mit gro-

ßem

ßem Geschrey seinen letzten Segen verlangte. Das Zujauchzen des Volks dauerte durch alle Straßen von Rom fort, und sogar bis zur ersten Poststation. Der Papst führte seine dreyfache Krone mit sich, wie auch vier Kardinalshüte, die er an deutsche Bischöfe vergeben wollte; auch hatte er tausend goldene Medaillen prägen lassen, jede von 15 Skudi am Werth; auf oirer Seite mit dem Bilde der beyden Apostel, und auf der anderen mit seinem eigenen verziert; diese theilte er zum Andenken gelegenheitlich auf seiner Reise aus.

Diese Reise gieng über Tolentino und Loretto nach seiner Geburtsstadt Cesena; dort umringten ihn sämmtliche Mitglieder seiner Familie; von beyden Geschlechtern und von jedem Alter. Papst Pius VI. verbannte hier gänzlich die herkommliche strenge Etikette, welche gewöhnlichen Menschen den Zutritt zum heiligen Vater versagt: er lud seine ganze Sippschaft zu seiner Tafel, Männer, Weiber und Kinder, und schien über diese Familientafel eine herzliche Freude zu empfinden. Auch kam der Graf Zambeccari als Gesandter des Königs von Spanien hieher, um den Papst über seine Reise zu komplimentiren, und ihm einen eigenhändigen Brief Sr. katholischen Majestät zu über-

überreichen, worinn die Stelle enthalten war: „Ich beneide den Kaiser, daß er das Glück haben wird, Sie in Wien zu besitzen; ich wünschte nichts so sehr, als eines ähnlichen Glücks theilhaftig zu werden.“ Zu Imola empfieng der Papst eine Bothschoft vom König von Sardinien, und Tags darauf einen persönlichen Besuch vom Herzog von Parma. Zu Ferrara kam ihm ein ungarischer Nobelgardist als Kourier vom Kaiser entgegen; in der an ihn gerichteten Depesche sagte Joseph II. „Ich erwarte Ihren Besuch, aber ich bitte Sie, Ihre Wohnung in meiner Burg zu nehmen, welches für Sie und für mich viel bequemer seyn wird: denn da wir viele Sachen mit einander zu verhandeln haben, so muß man dem schlimmen Publikum die Freude nicht machen, unsere Konferenzen zählen zu können.

An der Gränze der ehemaligen venetianischen Republik wurde Pius mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen; in Begleitung einer Deputation vom Doge und dem Senat gieng er nahe an der Stadt Venedig vorbey, ohne dieselbe mit seinem Besuch zu beehren; die sämmtliche hohe Geistlichkeit dieses Staats, die auswärtigen Minister und sein Nuntius machten ihm an der Spitze des adriatischen Meeres ihre Aufwartung. Von

dort

dort gieng er weiter durch das venetianische Friaul, und langte am 14. März auf österreichischem Boden in Görz an, wo ihn der Staatsvizekanzler, Graf von Kobenzl, der Nuntius Garampi, eine Abtheilung der ungarischen Nobelgarde, und mehrere vornehme östreich. Kavaliers empfiengen. Von dort gieng die Reise über Laybach, Marburg und Grätz gegen Wien. Die Straße war allenthalben mit Zuschauern besetzt, uud ganze Schaaren von frommen Seelen drängten sich allenthalben an seinen Wagen, um wenigstens seine Kleider zu berühren. Pius gab sich, soviel als möglich, ihrem frommen Eifer preis, und wenn die Wachen die Zudringlichen wegstoßen wollten, sprach er mit den Worten des heiligen Markus: „Lasset die Kleinen zu mir „kommen, und verjaget sie nicht!“

Kaiser Joseph fuhr in Begleitung seines Bruders Maximilian dem Papst bis nach Neunkirchen, vier Posten von Wien, entgegen. Sobald Sie den päpstlichen Wagen erblickten, stiegen Sie aus. Der Papst stieg ebenfalls aus. Der Empfang war von beyden Seiten äußerst feurig; der Papst umarmte den Kaiser, und gab ihm drey brüderliche Küsse; die Zuschauer glaubten in den Augen beyder hohen Personen Thränen zu bemerken. Joseph nahm den heiligen Vater in seinen Wagen, und

 gab

gab ihm die rechte Hand, und so fuhren Sie am 22. März 1782. Nachmittags, unter Kanonendonner, Glockenläuten, Paradirung der Garnison, und dem Gedränge einer unzähligen Volksmenge in die kaiserliche Burg zu Wien ein.

Papst Pius VI. gefiel bey dem Publikum der Kaiserstadt allgemein; man fand sein äußeres Benehmen sehr zuvorkommend; man fand darinn eine Mischung von Anstand, Leutseligkeit und Bescheidenheit.

Der Kaiser unterließ nichts, um ihm alles Sehenswürdige seiner Residenzstadt bemerken zu machen; er zeigte ihm seine Palläste, seine Kunstsammlungen, seine Manufakturen und Fabriken, und überhaupt alle öffentlichen Anstalten von Belang. Auch schrieb der Papst eigens und wiederholt nach Rom, um dem Kardinalskollegio zu melden, wie vollkommen gut seine Aufnahme und seine Behandlung in Wien ausgefallen sey.

Auch bestrebte sich Pius der VI. seiner Seits das Oberhaupt der katholischen Kirche in seinem ganzen Glanze darzustellen. Da er sich eben in der Charwoche und am Osterfeste in Wien befand, so gab sich die Gelegenheit von selbst, mehrere au-

ßer-

ßerordentliche Kirchenzeremonien auszuüben; so wusch er am grünen Donnerstage zwölf alten Männern die Füße zum Andenken dessen, was ehedem Christus seinen Aposteln gethan hat, und welche Zeremonie sonst der Kaiser verrichtet: auch bediente er sie bey dem darauf folgenden Mittagsmahl. Am Ostertage hielt er bey St. Stephan das Hochamt mit einem kirchlichen Pracht, wie man es in Wien noch niemals gesehen hatte, und nach diesem Hochamte ertheilte er vom Balkon der Kirche auf dem Hofe unter freyem Himmel, dem auf diesem größten Platze der Stadt Wien versammelten Volke, den Segen; eine Feyerlichkeit, wovon ein vorurtheilfreyer Augenzeuge folgende interessante Schilderung machte:

„Die Wirkungen der Gegenwart des Papstes zu Wien sind außerordentlich, und ich verwundere mich nun nicht mehr, daß dieselbe ehedem so erstaunliche Auftritte verursacht hat. Ich habe gesehen, wie der Papst in dieser Hauptstadt den Segen gegeben hat; ich bin kein Katholik, und gerathe nicht leicht in Rührung, aber ich muß gestehen, daß mich dieses Schauspiel bis zu Thränen erweicht hat. Sie können sich nicht vorstellen, wie interessant es ist, mehr als fünfzigtausend Menschen aus einerley Gefühl auf einem

Platze vereiniget zu sehen, die durch ihre Blicke und ihre Stellung das Gefühl von Andacht und Enthusiasmus ausdrücken, mit welchem sie auf einen Segen harren, von dem sie glauben, daß ihr Wohl auf dieser Erde, und das Heil ihres zukünftigen Lebens abhange. Bloß mit diesem Gedanken beschäfftiget, fühlen sie das Ungemach ihres Platzes nicht; dicht aneinander gedrängt, und kaum Athem zu holen vermögend, sehen sie das Oberhaupt der katholischen Kirche erscheinen in seinem ganzen Glanze, mit der dreyfachen Krone bedeckt, und mit dem päpstlichen Gewande angethan, das in ihren Augen heilig, in Jedermanns Augen prachtvoll ist; umringt von Kardinälen, und der ganzen in Wien anwesenden hohen Geistlichkeit. Der Papst neiget sich zur Erde, und erhebt dann seine Arme gen Himmel, mit dem Ausdrucke eines Menschen, der tief überzeugt ist, daß er die Wünsch eines ganzen Volks dorthin bringt, und der durch seine Blicke das brünstige Verlangen verräth, daß sie erhört werden mögen. Man stelle sich überdieß vor, daß diese Feyerlichkeit von einem Greise von majestätischem Wuchse, von der edelsten und einnehmendsten Gesichtsbildung verrichtet wird. und man bleibe kalt, wenn man in dem Augenblicke, da der Segen gegeben wird, diese unzählige Menschenmenge auf die Kniee nie-

niederstürzen, und diesen Segen mit eben dem Enthusiasmus empfangen sieht, der denjenigen zu begeistern scheint, welcher ihn ertheilt. Ich meines Theils werde den Eindruck dieses Auftritts in meinem ganzen Leben nicht aus dem Gemüthe verlieren.“

Der Zulauf des Volks aus allen Provinzen nach Wien war gränzenlos und unaufhörlich: Die Donau strotzte von Schiffen; die Landstraßen waren mit Fuhrwerken und Fußgängern ohne Zahl überdeckt. Tausende umlagerten wechselweise von allen Seiten die kaiserliche Burg, um den heiligen Vater zu sehen, und von ihm den Segen zu empfangen.

In so weit hatte Pius VI. alle Ursache, mit dem Eifer der Gläubigen seiner Kirche zufrieden zu seyn; was aber den ursprünglichen Zweck seiner Reise betraf, darüber ward es ihm bald klar, daß er denselben nicht so ganz erreichen würde. Kaiser Joseph II. both zwar Alles auf, um seinem hohen Gast den Aufenthalt in seiner Residenz so angenehm, als möglich, zu machen, auch

demselben alle, seiner Würde angemessenen, Ehrenbezeugungen zu erweisen; aber er wich stets auf eine gute Art aus, sich mit dem Papste in eine förmliche mündliche Verhandlung über die schon geschehenen, oder noch bevorstehenden Reformen in Kirchensachen einzulassen. Ein einziges mal war eine Art von Konferenz über diesen Gegenstand, wobey sich der Papst, der Kaiser, der Fürst Kaunitz, und die Kardinäle Migazzi und Herzan befanden. Pius VI. suchte durch eine pathetische Rede und durch theologische Gründe den Kaiser von seinem Reformationsgeiste abzubringen; Joseph II. aber brach die ganze Konferenz durch folgende entscheidende Erklärung ab: „Ich bin kein Theolog, und verstehe zu wenig vom kanonischen Rechte, um über Etwas mündlich zu verhandeln. Eure Heiligkeit werden sich also gefallen lassen, die Vorstellungen, welche Sie machen zu müssen glauben, schriftlich aufzusetzen, damit ich dieselben meinen Theologen zur Untersuchung übergeben könne. Ich habe Ihnen schon durch den Kardinal Herzan meine Entschließungen in Betreff der in meinen Staaten befindlichen Kirchen und Klöster bekannt machen lassen. Die neuen von mir getroffenen Einrichtungen waren unumgänglich nothwendig; ich werde sie um so standhafter

haftet aufrecht erhalten, weil keine derselben auch nur im Mindesten das Dogma angreift. Wollen Euer Heiligkeit eine ausführliche Erklärung, so geben Sie mir Ihre Einwürfe schriftlich; mein Staatskanzler wird ex officio und umständlich darauf antworten."

Dieser Staatskanzler war der bekannte Fürst Wenzel Kaunitz; ein Mann, kalt, strenge, einsylbig, und noch viel unbiegsamer als selbst Kaiser Joseph, der, als der Papst in seinen Garten kam, um die dortigen Gemälde anzusehen, und dem Minister seine Hand hinstreckte, welche außer den gekrönten Häuptern sonst von Jedermann mit Ehrfurcht geküßt wurde, eben diese Hand traulich anfaßte, und höflich wieder fahren ließ.

Uebrigens that der Kaiser Alles, was nur immer dem heiligen Vater angenehm seyn konnte. Ihre Unterredungen waren ganz auf freundschaftlichem Fuß; der Kaiser sprach mit ihm über die Lage und Angelegenheiten der europäischen Höfe, über die wichtigsten Personen in der politischen Welt mit Zutrauen und Offenherzigkeit; sie hatten beyde in ihrem gemeinschaftlichen Umgange nicht einen Augenblick von Verdrüßlichkeit oder übler Laune.

Der

Der Papst seiner Seits war für diese Aufmerksamkeit des Kaisers ebenfalls nicht unerkenntlich; er unterließ nichts, um sich dem Kaiser angenehm zu machen; er pries allenthalben dessen Leutseligkeit, Einsichten, dessen hohen und geschmückten Geist, auch die Andacht desselben. Bey einem Konsistorio, das er in Wien hielt, und wobey er den Kardinälen Firmian und Bathiany den rothen Huth ertheilte, schloß er die dabey gehaltene lateinische Rede mit folgenden pathetischen Ausdrücken: „Wir haben ihn oft gesehen den Kaiser Joseph, und wir mußten nicht bloß seine unbegränzte Leutseligkeit bewundern, mit der er uns in seiner Residenzstadt aufnahm, und täglich daselbst auf das prächtigste bewirthet, sondern wir müssen auch seine ausgezeichnete Andacht, seine außerordentlichen Geistesgaben, und seine unglaubliche Arbeitsamkeit in Geschäfften bewundern. Welch ein Trost ist es für unser väterliches Herz, zu sehen, daß sich die Frömmigkeit und Religion nicht bloß in dieser glänzenden Hauptstadt, sondern anch bey allen Völkerschaften der kaiserlichen Staaten, die wir auf unserer Reise angetroffen haben, ohne dem mindesten Abbruch aufrecht erhalten! Wir werden also niemals unterlassen, diese Tugenden anzupreisen, und sie durch Unser eifriges Gebeth zu unterstützen; wir bitten auch wirklich

Gott

Gott den Allmächtigen, welcher diejenigen nicht verläßt, die ihn suchen, Seine kaiserliche Majestät in ihren heiligen Entschlüssen zu stärken, und selbe mit dem reichen Thau seines göttlichen Segens zu überschütten."

Um die Mitte des Monats April erhielt der Papst einen Kourier aus Rom, welcher ihm die Nachricht brachte, daß unvorgesehene und wichtige Geschäffte seine baldige Rückkehr dahin nothwendig machten, wozu er auch von nun an sogleich die Anstalten zu treffen begann. Der Kaiser ließ ihm einen schönen und bequemen Reisewagen verfertigen, und schenkte ihm ein mit Diamanten so reich besetztes Brustkreuz, daß man den Werth davon auf 200,000 Gulden schätzte. Pius VI. nahm es mit der Aeußerung: „Ich sehe dieses Geschenk nicht als mein persönliches Eigenthum an, sondern es soll bey dem heiligen Stuhl bleiben, damit es meine Nachfolger bey großen Feyerlichkeiten als ein Unterpfand des kaiserlichen Wohlwollens tragen können." Er beschenkte alle Personen vom kaiserlichen Hofe, welche ihn während seines Aufenthalts in Wien bedient hatten; und nachdem er ein und dreyßig Tage in dieser

Stadt

Stadt zugebracht hatte, reiste er gegen Ende Aprilis wieder daraus ab. Der Kaiser versprach, ihm seinen Besuch bald in Rom selbst zu erwiedern, welches den Papst ungemein erfreute; auch begleitete ihn der Kaiser sammt seinem Bruder Maximilian bis auf eine Meile außer Wien, nach Mariabrunn. Dort giengen sie alle drey in die Kirche, und verrichteten noch ein kurzes Gebeth. Der Papst umarmte und segnete nochmal den Kaiser und den Erzherzog; alle drey nahmen den rührendsten Abschied; alle Umstehenden brachen dabey in Thränen aus, und der heilige Vater setzte seine Reise fort. Eine kurze Inschrift in Marmor über der Kirchthüre zu Mariabrunn verewigt diesen Abschied.

Was die Erreichung des Zwecks seiner Reise nach Wien betrifft, darüber schrieb Pius VI. auf seinem Rückwege an seinen Neffen nach Rom: „Ich habe vom Kaiser Alles erhalten, was ich verlangte. Er hat den neuen Eid wieder abgeschafft, welchen er den Bischöfen seiner Erbstaaten vorgeschrieben hatte; und ich habe ihnen die Erlaubniß gegeben, in Ehesachen bis zum vierten und dritten Grade zu dispensiren, auch sogar in näheren Graden, wenn

sie

sie sich nur daran halten, in gewissen Fällen von mir die Erlaubniß darüber zu begehren. — Uebrigens habe ich verschiedene Modifikationen in Betreff der Klöster von beyden Geschlechtern, wie auch in Betreff der Religionstoleranz erhalten. — Ueberhaupt hat meine Gegenwart eine sehr gute Wirkung für die Religion gehabt, und ich habe alle Ursache, mit meiner Reise zufrieden zu seyn."

Die Rückreise des Papstes gieng durch Nieder- und Oberösterreich, durch Bayern nach München, wo er sich sechs Tage lang aufhielt, und von dem Churfürsten alle möglichen Ehrenbezeugungen erhielt, Von dort nach Augsburg, wo ihn eine Deputation von katholischen und protestantischen Rathsherren empfieng; er verweilte hier drey Tage, besah alles Merkwürdige, und darunter auch auf dem Rathhause den Saal, wo im sechzehnten Jahrhundert die augsburgische Konfession war übergeben worden. Von Augsburg gieng er durch Tyrol, über Verona, Vizenza und Padua nach Venedig. Der Senat dieser damaligen Republik hatte zwar schon mit seinen Vorfahren und mit ihm selbst sehr ernsthafte Streitigkeiten über mehrere kirchliche Angelegenheiten gehabt; jetzt aber schienen alle diese Zwistigkeiten von beyden Seiten vergessen zu seyn.

Zwey Prokuratoren von St. Markus hatten den heiligen Vater schon an der Grenze des venetianischen Staats empfangen; bey der Einfahrt in die Hauptstadt kam ihm der Patriarch mit achtzehn Bischöfen, und dann der Doge, der Senat und alle hohe Magistratspersonen der Republik entgegen. Gegen fünftausend Gondeln, Barken und Fahrzeuge aller Art begleiteten die Gondel des Papstes; alle Glocken der Stadt wurden geläutet, und von den nahen Galeeren wurden zwey hundert Kanonenschüße abgefeuert. Man zeigte ihm alle Merkwürdigkeiten der Stadt; man hatte seiner wegen die sogenannte Vermählung des Doge mit dem Meere sogar auf den Pfingstmontag verschoben; aber aus einer bis itzt noch unbekannten Ursache reiste Pius VI. plötzlich am Pfingstsonntage Abends aus Venedig ab.

Von dort setzte er seinen Weg über Ferrara, Bologna, Ankona und Spoletto fort, und kam endlich gesund und wohlbehalten wieder in Rom an.

Diese Stadt hatte ihm einen Triumphbogen und andere glänzende Feyerlichkeiten bey seiner Rückkehr bestimmt; das Kardinalskollegium wollte ihm in corpore bis an die Pforte del popolo entgegen gehen.

Pius VI. verbath sich ganz ernstlich die oben genannten und überhaupt alle Ehrenbezeugungen; er konnte jedoch nicht verhindern, daß man bey seiner Ankunft Kanonen löste, und die Glocken der Stadt läutete.

Einige Monate nach seiner Zurückkunft hielt er ein feyerliches Konsistorium, worinn er den Kardinälen einen förmlichen, ziemlich umständlichen Bericht von seiner ganzen Reise abstattete. Er pries darinn die erhabenen Eigenschaften des Kaiser Josephs; erklärte, daß er sich in seinem Zutrauen zu ihm nicht geirrt habe, daß er manche Punkte von der Billigkeit desselben schon wirklich erhalten habe, und noch mehr zu erhalten hoffen dürfe.

Indessen gab es in Rom doch unter allen Klassen Leute, die gar nicht mit seiner Reise zufrieden waren, und diese Unzufriedenheit äußerten sie auf mancherley unanständige Arten. So fand der Papst eines Tags in seiner Kapelle auf seinem Bethschämel eine Schrift, voll beleidigender Vorwürfe und Schmähungen gegen seine Person, unter andern auch folgende Stelle: „Was Gregor VII., der Größte aller Priester, hergestellt hat, das hat Pius VI., der Mindeste aller Priester, wieder zerstört." Der fanatische Tollkopf

wußte nicht einmal, daß er durch diese Stelle den Papst mehr gelobt, als geschimpft hatte! Pius selbst sah diesen Ausfall mit den Augen eines wahren Nachfolgers Christi an, nahm seinen Bleystift, und schrieb damit unter die Schmähschrift: „Das Reich Christi ist nicht von dieser Welt; der die himmlischen Kronen austheilt, nimmt keine vergänglichen Kronen. Laßt uns dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ Eine wahrhaft erhabene Antwort, ganz im Sinne des Evangeliums, und die dem heiligen Vater mehr Ehre machte, als die umständlichste und gelehrteste Rechtfertigung seines Betragens.

V.

Besuch des Kaiser Josephs bey dem Papst.

Kaiser Joseph hatte dem heiligen Vater, wie schon oben gesagt worden, versprochen, ihm seinen Besuch in Rom zu erwiedern. Der Papst nahm dieses Versprechen mit großem Vergnügen auf, hielt aber die Ausführung davon für ungewiß, oder doch für sehr entfernt. Allein der Kaiser wollte ihm eine angenehme Ueberraschung machen, und beschleunigte diesen Gegenbesuch über Jedermanns Erwartung.

Zu Anfang des Monats Dezember 1783 kündigte Joseph II. seinen sämmtlichen Hofstellen in Wien an, daß er eine nothwendige Reise vorhabe, und übergab während seiner Abwesenheit die Leitung der gewöhnlichen Staatsgeschäffte dem Fürsten Kauniz. Am 6. Dezember reiste er aus Wien ab, gieng durch Inneröſterreich und Tyrol nach Italien, und kam am 18. in Florenz an.

Hier befand sich eben der vorige König von Schweden, der unter dem Namen des Grafen von Haga eine Reise durch Italien machte, und gerade itzt im Begriffe war, nach Rom zu gehen. Der Papst wußte von der Ankunft des schwedischen Königs, und schickt ihm einen Kourier entgegen. Kaiser Joseph, um die dem heiligen Vater zugedachte Ueberraschung noch lebhafter zu machen, reiste einige Stunden vor dem Könige Gustav aus Florenz ab, begegnete dem päpstlichen Kourier, der ihn für den Grafen von Haga hielt, und so kam er unter diesem Namen am 23. Dezember in Rom an, wo er seit 1769 nicht gewesen war.

Nachdem er sich im Hause seines Ministers, des Kardinals Herzan, etwas erholt und umgekleidet hatte, ließ er sich von demselben zu dem Papste führen. Man wußte im Vatikan seine Ankunft noch gar nicht. Der Staatssekretär, Kardinal Pallavicini, dem es am ersten gemeldet wurde, wollte es kaum glauben; er eilt zum heiligen Vater, ihm diese Neuigkeit zu sagen: beyde gleich erstaunt, wollen sich über den Empfang des Kaisers besprechen! als Joseph in seiner Militäruniform schon an der Thüre des Papstes steht.

Pius VI. erstaunt, und beynahe in Verlegenheit über diesen so plötzlichen und ganz unvorgesehenen Besuch, empfieng den Kaiser mit allen Merkmalen von Ergebenheit. Sie hatten sogleich eine sehr lange Unterredung miteinander, und giengen dann zusammen in die Peterskirche, wo der Papst dem Kaiser einen Bethschämel neben dem seinigen anboth, den er aber nicht annahm, sondern sich ein paar Schritte hinter dem Papst niederknieete. Bald nachher trennten sie sich, und der Kaiser sagte beym Abschiede: „Diese Kirche ist kein Ort für Komplimente, erlauben Sie, daß ich einen Besuch in Ihrem Museum mache.“ Dorthin gieng er auch wirklich in Begleitung der beyden Neffen des Papstes. Abends gieng er in ein Schauspielhaus, in die Loge des spanischen Ministers; da sich unterdessen die Nachricht von seiner Ankunft schon in Rom verbreitet hatte, so kamen der Neugierigen so Viele in diese Loge, daß der Kaiser plötzlich mit dem spanischen Minister daraus weg, und in einen abgelegenen Ort gieng, wo er mit demselben sehr lange über die damaligen kirchlichen Angelegenheiten sprach.

Nebst dem spanischen Minister bezeigte Kaiser Joseph viele Achtung gegen den Kardinal Bernis. Merkwürdig ist, was er in einem Gespräche mit diesem einst sagte, weil es sowohl den

Zweck dieser seiner Reise, als auch seinen persönlichen Charakter sehr anschaulich darstellt. „Waren Sie über meine unerwartete Ankunft in Rom nicht etwas erstaunt?" fragte er den Kardinal, Allerdings, antwortete Bernis. Hierauf fuhr der Kaiser fort: „Ich wollte nicht, daß die Römer etwa glauben könnten, als ob ich mich vor ihnen fürchtete, oder als ob ich verlegen wäre, auf die Einwürfe zu antworten, welche mir der Papst vor Kurzem in einem Briefe zugeschrieben hat, den ich ihm wieder zurückgeschickt habe, weil er nicht mit genugsamen Anstande geschrieben, auch nicht fähig war, mich von meinen Entschlüßen abzubringen; denn ich gehe nie mehr davon ab, wenn ich sie einmal mit Ueberlegung ergriffen habe. Ein anderer Beweggrund meiner Reise hierher war, dem Papste seinen Besuch zu erwiedern, den er mir in Wien gemacht hat. Ich liebe die Person Pius VI., er ist ein guter Mann. Es würde Sie unterhalten, wenn Sie anhören könnten, was bey unsern Konferenzen vorgeht: oft ereifert er sich; manchmal wird er gar etwas böse; ich lasse ihn machen, und bleibe bey meinem kalten Blut und bey meinen Entschlüßen. Ich wiederhole es: der Papst ist im Grunde ein sehr guter Mann, er hat auch Geist; aber er bedenkt zu wenig, daß sich die Zeiten geändert haben."

Joseph blieb dießmal nur sechs Tage in Rom, während welchen er noch eine sehr lange und lebhafte Konferenz mit dem Papste hatte. Es war dabey hauptsächlich die Rede von der Besetzung des Erzbisthums von Mayland, und von der Vergebung der höhern Benefizien in der Lombardie. Pius VI. gestand zwar selbst, daß er den Kaiser nicht ganz nach seinem Sinne habe umwenden können; aber dieser hatte doch um Vieles von seinen Forderungen nachgelassen, und die ganze Verhandlung auf eine so einnehmende Art mit dem heiligen Vater geführt, daß dieser ganz entzückt über ihn war. Am 29. Dezemb. gieng der Kaiser von Rom nach Neapel, und in der Hälfte des Januar kam er von dorther wieder nach Rom zurück. Er hatte izt noch eine dritte Konferenz mit Pius, worinn die Angelegenheit wegen der lombardischen Bisthümer ganz ins Reine gebracht wurde. Am 21. Januar 1784 gieng der Kaiser wieder aus Rom nach Wien ab.

Während seines Aufenthalts in der päpstlichen Hauptstadt hatte sich der Kaiser allgemeine Bewunderung und Zuneigung erworben. Er zeigte sich populär, einfach in seinen Sitten, floh alles Zeremoniel, alle Ehrenbezeugungen. Er war großmüthig und freygebig; er besuchte die Denkmale des alten Roms, und die öffentlichen Anstalten

des neuen Roms; er gieng in die Gesellschaften, in die Schauspiele und in die Kirchen; er verschenkte gegen dreyßig tausend Gulden in die Spitäler und unter das Volk. Durch alles dieses gewann er das Publikum von Rom so sehr, daß es ihm oft auf öffentlichen Straßen in hellen Haufen zurief: Es lebe unser Kaiser! Und als er abreiste, war alle Welt, und der gute Pius noch mehr als irgend Jemand mit ihm zufrieden.

VI.

Verhandlungen Pius VI. mit dem toskanischen Hofe.

Als Pius VI. auf den heiligen Stuhl kam, wurde Toskana von dem Großherzoge Leopold, nachmaligem Kaiser Leopold II., beherrscht.

Dieser Bruder Kaiser Joseph II. war ebenfalls ein Regent, der helle Einsichten und Muth genug besaß, zum Besten seines Staates davon Gebrauch zu machen. Er hat das Großherzogthum Toskana beynahe gänzlich umgeschaffen, und sich durch seine vortrefflichen politischen, ökonomischen und Justizverbesserungen allenthalben den Namen des Weisen erworben.

Leopold fand es nicht wohl möglich, seine Plane über politische Gegenstände auszuführen, ohne auch einige Reformen in geistlichen Sachen vorzunehmen, und somit kam er bald in einige Zwistigkeiten mit dem römischen Hofe; da er aber

von sanfterer Gemüthsart und viel ruhigerm Geiste war, als sein Bruder Joseph, so waren auch seine Reformen minder rasch und ausgedehnt. Im nämlichen Jahre, als Pius zum Papst gewählt ward, unterwarf Leopold alle Kirchengüter in seinen Staaten verhältnißmäßig den nämlichen Abgaben, welche die Güter der übrigen Staatsbürger bezahlten, und bestimmte ein schickliches Alter zur Ablegung der geistlichen Gelübde. Bald darauf ließ er sich genaue Listen über die Zahl der in seinem Staate befindlichen Mönche und Nonnen machen, und alle ihre Einkünfte aufzeichnen; er befahl den Klosterleuten, der Jugend unentgeldlich den ersten Unterricht zu geben; hielt sie zur strengeren Beobachtung ihrer ursprünglichen Regel an; verboth ihnen, die öffentlichen Oerter zu besuchen, und machte ihre Obern für das Aergerniß verantwortlich, welches sie allenfalls stiften könnten, u. s. w. Alle diese Verfügungen waren zwar von keiner großen Bedeutung; sie waren sogar heilsam, und für die Mitglieder der Kirche selbst ehrenvoll. Indessen fieng man doch in Rom bereits an zu befürchten, sie möchten wohl nur die Vorläufer von viel wesentlicheren Reformen seyn.

So war auch wirklich der Plan des Großherzogs. Um aber diese wesentlicheren Reformen zu unternehmen, bedurfte er eines Mannes, der

ein

ein ächter Theolog war, um die eigentlichen Grenzen zu kennen, bis wohin ein Souvrain gehen könne, um die christliche Religionslehre in ihrer Lauterkeit herzustellen, ohne sie zu schwächen, oder zu vernichten. Unglücklicher Weise wußte diese Wahl der Bischof von Pistoia, Ricci, auf sich zu lenken, ein Mann voll Hitze und Ehrgeiz, und dem es mehr um Neuerungen, als um wahre Verbesserungen zu thun war. Da ihn aber der Großherzog schon einmal gewählt hatte, so zog er ihn zu Rathe, hörte manche seiner Ideen an, und gab seine Einwilligung zur Ausführung derselben.

Ricci fieng mit Nebendingen an, die nichts Gründliches besserten, und an denen doch das toskanische Volk noch sehr hieng: er schaffte die sogenannten Paßionsstationen in seiner Diöcese ab; er wollte alle Verehrung der Bilder aufheben; er befahl den Geistlichen, die ganze Messe mit lauter Stimme zu lesen; bey Veranlassung einiger Unordnungen, welche die Dominikanermönche zu Prato in dem dortigen Kloster der Dominikanerinnen angestiftet hatten, bewog er den Großherzog (ohne die Sache, wie in solchen Fällen gewöhnlich war, dem Papste zu melden) sogleich alle Nonnenklöster unmittelbar den Bischöfen zu unterwerfen, worüber er auch von dem Papste

einen

einen Verweis bekam; die mit Einwilligung des Papstes im Toskanischen neu errichtete Andacht zum Herzen Jesu verboth er durch einen Hirtenbrief, worin er dem päpstlichen Stuhle unsanfte Vorwürfe machte. Dieß geschah zu Anfang des Jahres 1781.

Papst Pius wurde über diese gegen sein Ansehen streitenden Schritte aufgebracht, erließ an Ricci eine Breve, worin er ihn zu seiner Pflicht zurückwies, und gebrauchte in demselben einige Ausdrücke, die der Großherzog für sich selbst beleidigend fand. Sogleich läßt er durch seinen Minister in Rom dem Papste eine Schrift übergeben, worüber er schleunige und auffallende Genugthuung fordert, und befiehlt demselben, im Weigerungsfalle Rom zu verlassen.

Dieser entscheidende Schritt wurde jedoch durch den Kardinal Korsini noch vermittelt, dafür gab der Papst seine Einwilligung zur Aufhebung von siebenzehn Klöstern im Gebiethe von Sienna, und bald darauf noch von vierzig andern Klöstern, deren Existenz man als unnütz ansah. Der Großherzog ließ es jedoch hierbey nicht bewenden: noch im Jahre 1782 ließ er von allen Bischöfen und andern geistlichen Oberen ein Verzeichniß derjenigen Gelder aufnehmen, die alljährlich unter was

immer

immer für einen Titel nach Rom giengen, und verboth hierauf gänzlich alle diese Zahlungen. Hierauf schaffte er aus eigener höchster Authorität, und ohne darum in Rom anzufragen, die Inquisition in seinem Staate ab; endlich unterwarf er alle Klöster der Gewalt der Bischöfe, und übertrug ihnen die Besetzung aller Pfarreyen und anderer mindern Präbenden.

Der Bischof von Pistoia gieng seiner Seits in seinen Neuerungen auch weiter. Im Jahre 1786 in der Charwoche führte er die Landessprache bey Abhaltung des Gottesdienstes ein. Bald darauf verkündete er durch einen Hirtenbrief die Zusammenberufung einer Diöcesansynode, zu welcher er alle Bischöfe, Dekanen und Pfarrer von ganz Toskana einlud. Es erschienen auch wirklich zwey hundert und zwanzig Geistliche. Ricci trug darin seine Abänderungen in der Liturgie, seine Meynungen über Glaube, Gnade, Macht der Kirche, Prädestination 2c. vor; diese seine Meynungen waren in Rom als heterodox erklärt; und doch stimmte ihm darin die ganze Synode, bis auf einzige fünf Mitglieder, bey. Durch diese Untersuchungen über Gegenstände der spekulativen Theologie war jedoch Ricci weiter gegangen, als der Großherzog gewollt hatte; denn dieser sagte stets: Ich will blos die Disziplin reformiren, aber Alles,

was

was Dogma ist, soll unberührt bleiben. Indessen ließ er die Sache auf diese Art beruhen. Der Papst hatte schon wirklich eine Verdammungsbulle gegen den neuerungssüchtigen Ricci in Bereitschaft; jedoch in der Hoffnung, durch Vermittlung des spanischen Hofes die Sache noch in Güte beyzulegen, hielt er dieselbe zurück.

Im darauf folgenden Jahre schrieb Ricci abermals eine Synode für seinen Kirchensprengel aus; ihm folgte der Bischof von Colle, und kündigte ebenfalls eine Diöcesansynode an. Diese Schritte waren gegen die Absichten des Großherzogs: er schrieb nun selbst eine allgemeine Synode aus, um (wie er in dem darüber erlassenen Zirkularschreiben sehr weislich erklärte) die Spaltungen zu verhindern, welche aus solchen einzelnen Synoden entstehen könnten, und für ganz Toskana eine vollkommene Einförmigkeit in Kirchensachen herzustellen. Es erschienen von der hohen Geistlichkeit achtzehn Erzbischöfe und Bischöfe dabey; aber mit den Sitzungen fiengen auch sogleich die Uneinigkeiten an: die drey Erzbischöfe von Florenz, Pisa und Sienna weigerten sich, die von Ricci entworfenen und vom Großherzoge vorgeschlagenen Reformen anzunehmen. Leopold, der blos das Wohl seines Staats dadurch zu befördern suchte, fand sich dadurch gekränkt; er suchte

durch

durch Belehrung und Ueberzeugung die widrig gesinnten Bischöfe zur Annahme seiner Reformen aufs thätigste zu bewegen, aber nur sehr Wenige folgten seiner bestgesinnten Stimme. Diese Widersetzlichkeit hatte auch auf das Volk Einfluß. Der Pöbel zu Prato rottirte sich zusammen, brach mit Gewalt in das Haus des Vikarius, des Bischofs von Pistoia, nahm eine Reliquie, die dieser Bischof aus einer Kirche weggeschafft hatte, trug sie im Triumphe wieder in die Kirche zurück, plünderte dann den Pallast des Bischofs, und verbrannte unter höhnischem Geschrey die Archive, Bücher, ja selbst das Portrait dieses Prälaten auf der öffentlichen Straße. Die Synode trennte sich wieder, ohne etwas wesentliches ausgearbeitet zu haben.

Bald darauf weigerte sich der römische Hof einem vom Großherzoge zum Bischofe von Pontremoli vorgeschlagenen Geistlichen diese Würde zu verleihen; er verboth alle Bücher, welche in Florenz, Pistoia und Prato über Kirchensachen waren gedruckt worden; er verboth die florentinische Zeitung, und endlich gar die florentinischen Weine in Kirchenstaat einzuführen. Leopold ward durch alles Dieses empfindlich beleidigt. Er rief um die Mitte des Jahrs 1788 seinen Minister aus Rom ab; hob dann durch ein Edikt vom 20. September

ber die päpstliche Nuntiatur in seinen Staaten gänzlich auf, und erklärte den Nuntius als einen bloßen politischen Minister; verboth allen Mönchen, unter Strafe der Landesverweisung, irgend eine Verbindung mit auswärtigen Oberen zu unterhalten, und schaffte endlich die Appellationen an den römischen Stuhl ab.

Alle diese Verfügungen erregten in Rom großes Aufsehen und große Besorgniße. Der Papst ernannte eine eigene Kongregation von Kardinälen, um die Zwistigkeiten mit Toskana auszugleichen; der Großherzog bezeigte aber wenig Neigung von seinen gefaßten Entschlüßen abzugehen. Die Sache zog sich bis in das Jahr 1790 hinaus: da starb Kaiser Joseph II., und Leopold wurde sein Nachfolger in der östreichischen Monarchie und auf dem kaiserlichen Throne. Er übergab die Regierung von Toskana seinem zweytgebornen Prinzen Ferdinand; der Bischof Ricci resignirte sein Bisthum, und die Zeitumstände beschäfftigten den neuen Großherzog so sehr mit politischen Angelegenheiten, daß er sich mit Kirchensachen auf keine Weise abgeben konnte.

VII.

Verhandlungen Pius VI. mit dem neapolitanischen Hofe.

Papst Klemens XIII. hatte bekanntlich sämmtliche bourbonische Höfe gegen sich aufgebracht, und jeder derselben ließ ihm seinen Unwillen auf irgend eine thätige Art fühlen. So zog der neapolitanische Hof das Herzogthum Benevent ein, nnd ließ weder den Zelter, noch die gewöhnliche Geldsumme weiter in Rom überreichen.

Klemens XIV. söhnte sich mit diesen Höfen aus, Benevent wurde zurückgegeben, und der Zelter wieder mit der gewöhlichen Feyerlichkeit überreicht.

Bald nach der Erhebung Pius VI. auf den heiligen Stuhl, fiengen kleine Zwistigkeiten mit dem neapolitanischen Hofe an. Tannucci war damals Minister, ein heftiger und strenger Mann, der unerschütterlich auf seinen Ideen hielt; er hatte schon im Jahre 1769 die Einkünfte der römischen Kanzeley um ein Beträchtliches geschmälert; den Klöstern verbothen, neue Grundstücke anzukaufen, oder auf irgend eine andere Art zu erwerben; die Anmaßungen der Nuntiatur eingeschränkt; auch die Beyträge aufgehoben, welche der neapolitanische Hof zur Verschönerung der Peterskirche und zur Bereicherung der vatikanischen Bibliothek bisher nach Rom zu senden pflegte. Dieser Minister behauptete jetzt, daß dem König allein das Recht gebühre, die unter seinem Patronate stehenden Bisthümer und Abteyen zu besetzen; daß der Papst höchstens die übrigen vergeben könne, und auch dabey noch Personen wählen müsse, welche dem König anständig seyen. Er schränkte die Jurisdiktion des Nuntius noch mehr ein; hob plötzlich zwey und siebenzig Klöster in Sizilien auf; vereinigte mehrere gering dotirte Bisthümer in eines; ließ Abteyen nach dem bloßen Wohlgefallen des Königs vergeben, und befahl den Bischöfen, ohne Weiters, die in ihren Kirchsprengeln ledig gewordenen Pfarreyen zu besetzen.

Während

Während dieser Vorfälle wurde auch das Erzbisthum Neapel ledig. Der König behauptete, daß er es ganz nach seinem Gefallen besetzen könne; der Papst bestand darauf, daß diese Besetzung mit seiner Zustimmung geschehen müsse; endlich verglich man sich dahin, daß der König ganz allein den Erzbischof von Neapel ernennen, dafür aber der Papst das eben auch erledigte Erzbisthum Palermo bloß nach seinem Gefallen besetzen sollte. Das auf diese Art einiger maßen hergestellte Einverständniß wurde jedoch bald wieder unterbrochen. Schon über zweyhundert Jahre lang waren die Erzbischöfe von Neapel immer auch Kardinäle gewesen; der König foderte diese schon zur Gewohnheit gewordene Ehre für seinen neu ernannten Erzbischof; der Papst schlug es ab, weil man ihm den neuen Kandidaten als einen Jansenisten angegeben hatte. Dieses beleidigte den Hof, und man gab dem päpstlichen Nuntius zu verstehen, daß man für die Zukunft im ganzen neapolitanischen Staate gar Niemanden mehr zur Kardinalswürde werde gelangen lassen.

Eine andere Ursache zu Mißvergnügen zwischen beyden Höfen wurde neuerdings die Ueberreichung des Zelters. Diese Feyerlichkeit schreibt sich schon aus den Zeiten her, da die Herzoge von

Anjou durch Unterstützung der Päpste Neapel eroberten, um sich darinn desto sicherer zu erhalten, das Land nach dem Beyspiele ihrer normanischen Vorfahren in diesem Reiche, als ein Lehen des heiligen Stuhls erklärten, und zum Zeichen ihrer Vasallschaft dem Papst jährlich ein weißes Pferd und zehntausend Dukaten überreichen ließen. In den neueren Zeiten fanden die Könige von Neapel diese Zeremonie der Unterthänigkeit ihrer Krone unanständig; unterließen sie manchmal, verringerten die Summe, und wollten sie endlich ganz aus der Gewohnheit bringen. Dieß war auch stets die Absicht des Minister Tanucci. Schon im Jahre 1776 brachte er es dahin, daß der neapolitanische Minister in Rom erklären mußte, sein Hof würde künftig die Zeremonie gänzlich unterlassen, jedoch die gewöhnliche Summe Geldes der apostolischen Kammer durch seine Agenten einhändigen. Der römische Hof wandte sich aber an den König von Spanien; und dieser vermittelte, daß im Jahre 1777 der Zelter wieder feyerlich überreicht wurde, wobey jedoch der Konnetable Kolonna, der die Zeremonie zu besorgen hatte, erklären mußte: „daß die Ueberreichung des Zelters bloß ein Beweiß der Devotion gegen den heiligen Petrus und Paulus sey.“ Der Papst aber, welcher den Zelter übernahm, versetzte

te hierauf: „Wir nehmen den Zelter als eine Lehenspflicht der Krone von Neapel an."

Im Jahre 1781. arbeitete man in Neapel ernstlich daran, die große Menge der Bettelmönche, welche sich in beyden Sizilien auf 16000 Köpfe beliefen, zu vermindern. Auch wurde verbothen, den Kirchen, Klöstern und andern geistlichen Stiftungen ferner Legate an Geld oder liegenden Gründen zu vermachen, weil alle diese Korporationen ohnehin schon reich genug wären, wie es in dem königlichen Edikte hieß. Im Jahre 1782 wurde die Inquisition in Sizilien aufgehoben. Dieses Alles geschah wenigstens mit stillschweigender Einwilligung des Papstes, welcher auch ohne Anstand die Erlaubniß ertheilte, nach dem in Kalabrien erfolgten großen Erdbeben mehrere reiche Klöster und Stifter einzuziehen, und die Einkünfte davon zur Unterstützung der nothleidenden Einwohner jener Provinz zu verwenden.

Allein, ein anderer Punkt verhinderte stets die Herstellung einer gänzlichen Harmonie zwischen dem neapolitanischen und dem römischen Hofe; es bestanden in beyden Sizilien hundert neun und dreyßig Bisthümer, und darunter wa-

ren nach einem bisher üblichen Gebrauche nur sechs und zwanzig, wovon der König das Patronatsrecht, und folglich die ausschlüßlich ihm allein gefällige Besetzung hatte. Der König behauptete schon seit ein paar Jahren, ihm stehe das Patronatrecht über alle Bisthümer in seinen Staaten zu; er besetzte also die bey Gelegenheit ledig gewordenen; allein, der Papst weigerte sich, diese neu ernannten Bischöfe zu konfirmiren, und somit entstanden Unordnungen im Kirchenwesen, und die Erbitterung zwischen den beyden Höfen nahm noch mehr zu, besonders, da durch einen königlichen, sehr nachdrücklichen Befehl allen Mönchsorden verbothen wurde, ferners in einiger Abhängigkeit von ihren in Rom befindlichen Ordensgeneralen zu stehen.

Bey diesen Umständen entschloß man sich in Rom zu einem neuen Versuche, um die obwaltenden Streitigkeiten auszugleichen; der Prälat Galeppi, ein verständiger und feiner Mann, wurde im Jahre 1786 nach Neapel geschickt; er fand eine gute Aufnahme bey Hofe; er unterhandelte Anfangs mit dem Anscheine eines guten Fortganges; aber so, wie man auf ernsthaftere Gegenstände und auf entscheidende Aeußerungen kommen sollte, fieng das Geschäfft an, zu stocken,

und nach einigen Monaten mußte Galeppi unverrichteter Dinge nach Rom zurückkehren. Einige Zeit nachher machte der Staatssekretär, Kardinal Buonkompagni, selbst eine Reise nach Neapel, in der nämlichen Absicht, wie Galeppi, und er hatte auch das Schicksal seines Vorgängers. Es wurden von Zeit zu Zeit ministerielle Schriften zwischen dem römischen und neapolitanischen Hofe gewechselt, worinn jeder auf die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche bestand, und somit nichts entschieden, und nichts beendiget wurde.

Im Jahre 1788, am Vorabende des Festes St. Peter und Pauls erwartete man in Rom die gewöhnliche Ueberreichung des Zelters. Es war ganz und gar keine Anstalt dazu getroffen, und die ganze Sache unterblieb. Der Papst betrübte sich darüber; das römische Publikum ärgerte sich; und der Fiskal der apostolischen Kammer machte eine feyerliche Protestation gegen die Unterlassung dieses sogenannten Feudaltributes. Ein paar Wochen darauf überbrachte der neapolitanische Geschäfftsträger dem Kardinalstaatssekretär 12000 Skudi, welche sein Hof den beyden heiligen Aposteln als ein frommes Opfer darbringe. Der Kardinal nahm die Summe nicht an, weil die Ueberreichung des Zelters war

unterlassen worden; und der neapolitanische Agent hinterlegte, anf Befehl seines Hofes, diese 12000 Scudi bey einem Wechsler in Rom zur Disposition der apostolischen Kammer. Im darauf folgenden Jahre geschah wieder ganz das Nämliche in Betreff dieser Feyerlichkeit. Dießmal überschickte Pius VI. an Ferdinand IV. eine von ihm selbst verfaßte nachdrückliche Denkschrift über ihre beyderseitigen Verhältnisse. Der König beantwortete die Schrift des Papstes in einem gleich nachdrücklichen Ton; und es schien von beyden Seiten zu einem förmlichen Bruche zu kommen, als die Sachen plötzlich eine ganz andere Wendung nahmen.

Noch zu Ende des Jahres 1789 wurde eine neue Unterhandlung angefangen, und in weniger Zeit zu einem glücklichen Abschluße gebracht. Das Resultat davon war folgender Vertrag zwischen den beyden Höfen: Jeder König von Neapel bezahlt bey seiner Thronbesteigung, in der Gestalt eines frommen Opfers an den heiligen Petrus, 500000 Thaler; der Papst besetzt alle kleineren Benefizien, jedoch mit lauter Unterthanen des Königs; zu den Bisthümern schlägt der König drey Kandidaten vor, und aus diesen muß der Papst einen wählen. Die Ehedispensen wer-

den

den wieder in Rom geholt; die Ueberreichung des Zelters ist auf immer abgeschafft, und der König von Neapel wird nicht mehr ein Vasall des heiligen Stuhls zu Rom genannt.

Nach diesem freundschaftlich getroffenen Vergleich machten der König und die Königinn in der Charwoche des Jahres 1791 dem Papste sogar einen persönlichen Besuch in Rom. Pius VI. empfieng das hohe Paar auf das zärtlichste, und zeigte ihm Alles, was Rom Sehenswürdiges und Prächtiges hatte; er besuchte seine erhabenen Gäste im Farnesischen Pallaste, wo sie wohnten, und gab ihnen angenehme Feste. Dieser Aufenthalt in Rom, und die dabey vorgefallenen herzlichen Unterredungen machten allen bisher bestandenen Zwistigkeiten ein gänzliches Ende.

VIII.

Verhältnisse des Papstes mit Venedig, mit Portugal, mit Schweden, mit den nordamerikanischen Staaten.

Die ehemalige venetianische Republik war seit mehreren Jahrhunderten fast in einem immerwährenden Streit mit dem päpstlichen Stuhl, bald über mehr, bald über minder erhebliche Gegenstände: dieses ist um so auffallender, weil seit vierthalb Jahrhunderten fünf Venetianer auf eben diesem päbstlichen Stuhle saßen, und stets mehrere Venetianer theils Kardinäle waren, theils andere der höchsten geistlichen Würden in Rom bekleideten. Beynahe kein einziger Papst aus der neueren Zeit lebte in gutem Vernehmen mit dieser Republik, selbst der sanfte und gemäßigte Benedikt XIV. war unversöhnlich gegen sie aufgebracht; auch der gutmüthige Ganganelli konnte

te zu keinem vollkommenen Einverständnisse mit ihr gelangen. Pius VI. hatte sogleich im ersten Jahre seines Papstthums Streitigkeiten mit derselben: der venetianische Senat säkularisirte plötzlich eine beträchtliche Anzahl von Abteyen und anderen geistlichen Pfründen, und inkorporirte die Güter derselben den Gütern des Adels. Der Papst, hierüber unwillig, sagte zum venetianischen Gesandten: „Wenn der Senat sein Dekret nicht widerruft, so werde ich den neuen Patriarchen von Venedig nicht anerkennen. Es ist einmal Zeit, daß Ihre Republik sich erkläre, ob sie in dem Schifflein Petri bleiben will, oder nicht.“ Der Gesandte antwortete hierauf in einem nicht minder trotzigen Tone: „Wenn dieses geschieht, so werde ich bald Rom verlassen, und man wird auch Ihren Nuntius aus Venedig fortschicken.“ Worauf der Papst versetzte: „Es ist mir wenig daran gelegen, den Minister eines Staats hier zu haben, der so wenig Achtung für den heiligen Stuhl bezeigt, da ich doch seine Unterthanen zu den höchsten Würden der Kirche befördere.“

In dem darauf folgenden Jahre wurde die Erbitterung zwischen diesen beyden Staaten so groß, daß sie in einen förmlichen Krieg auszubrechen drohte. Die beyden Kardinäle Rezzoniko, gebohrne

gebohrne Venetianer, vermittelten jedoch den Ausbruch der Feindseligkeiten noch, und der Papst präkonisirte den neuen Patriarchen in einem Konsistorio. Er glaubte dafür, die Aufhebung iener Edikte fodern zu können, welche seiner Jurisdiktion Abbruch thaten; allein, der Senat kehrte sich nicht an seine Forderungen; im Gegentheile hob er Klöster auf, verboth den noch bestehenden Güter zu acquiriren, schränkte die Jahre der Klostergelübde und die nach Rom zu leistenden Zahlungen ein ꝛc.

Auch weltliche Streitigkeiten hatte der Papst mit dieser Republik. Schon im Jahre 1780 entspann sich eine Zwistigkeit wegen einem Gränzfluß zwischen Ferrara und Rovigo. Vor einigen Jahren gab es eine neue Fehde wegen dem Ufer und den Mündungen des Po; allein, die letztern großen Ereignisse in Italien machten diese Angelegenheit plötzlich verschwinden.

In Portugal war zur Zeit der Thronbesteigung Pius VI. der allmächtige Pombal noch Minister; dieser machte sogleich einen Versuch, dem Papste die Besetzung aller Benefizien in Portugal zu entreissen; die Sache gieng jedoch nicht durch, sondern es wurde einstweilen ein Vertrag geschlossen, kraft dessen der König jährlich 120000

Thaler von den vakant gewordenen geistlichen Gütern für sich behielt, und 50000 Thaler an den Papst überließ, um damit die aus Portugal nach dem Kirchenstaate geschickten Jesuiten zu unterhalten. Nach dem Tode König Josephs I. und der Entfernung des Marquis Pombal vom Ministerium, zeigte sich der portugiesische Hof wieder günstiger für den heiligen Stuhl. Die Königinn fieng selbst eine Korrespondenz mit dem Papste an, und im Jahre 1778 schloß sie ein neues Concordat mit demselben, vermöge dessen die Besetzung aller Präbenden zwischen ihm, dem Hofe und den Bischöfen im Lande getheilt wurde; und als im Jahre 1790 diese Königinn aus weisen Gründen die öffentlichen Abgaben unter alle Klassen von Staatsbürgern zu vertheilen unternahm, folglich auch die Geistlichkeit dazu zog, nahm Pius keinen Anstand, ihren Absichten Genüge zu leisten, und hob durch ein eigenes Breve die bisherige Immunität des portugiesischen Klerus auf.

Der schwedische König Gustav III. gab im Jahre 1781 ein Edikt, wodurch den in Schweden wohnenden Katholiken einige Vortheile zugestanden wurden. Im Jahre 1783 machte dieser König unter dem Namen eines Grafen von Haga, persönlich eine Reise nach Italien, und kam am 2. November in Pisa an. Von dort

aus

aus schrieb er einen sehr freundschaftlichen Brief an Pius, kündigte ihm seine baldige Ankunft in Rom an, und versicherte ihn zugleich, daß die in seinen Staaten wohnenden Katholiken sich stets seines besondern Schutzes würden zu erfreuen haben.

Bey seiner Ankunft in Rom überhäufte ihn der Papst, wie natürlich, mit Freundschaftbezeigungen. Der König, von Natur mit einer einschmeichelnden Art ausgesteuert, gewann sich durch seine leutselige Herablassung die Zuneigung des ganzen Publikums von Rom. Er besuchte alle Merkwürdigkeiten dieser Stadt, und hatte im päpstlichen Museum eine sehr lange Unterredung mit Pius VI. Nach einem Monat langen Aufenthalt gieng der schwedische König nach Neapel, kam aber im Frühjahre 1784 gerade zur Charwoche wieder nach Rom zurück, und wohnte während derselben allen, in katholischen Ländern gewöhnlichen Kirchenfeyerlichkeiten mit größter Aufmerksamkeit bey. Eine höchst ungewöhnliche Sache für die Römer war es, daß Gustav zu dem herannahenden Osterfeste in seiner Wohnung ein Zimmer nach protestantischem Kirchengebrauch zurichten, und darinn sich selbst, seinem Gefolge, und den wenigen in Rom eben befindlichen Mitgliedern der augsburgischen Konfession die Kommunion

munion durch einen schwedischen Bischof nach seinem evangelischen Ritus reichen ließ. Der Papst gab seine Einwilligung dazu, und das römische Volk bezeigte nichts, als eine stillschweigende Verwunderung darüber. — — Der König besah noch einige Seltenheiten von Rom, schenkte in das päpstliche Museum drey Kistchen von Brasilienholz, worinn zweyhundert zwey und zwanzig goldene und silberne Münzstücke lagen, welche die Bildnisse aller berühmten Schweden vorstellen, und nahm dann Abschied von Pius VI., wobey sie einander zärtlich umarmten.

Schon seit der ersten Kolonisirung der nordamerikanischen Provinzen hatten sich daselbst auch Katholiken aus verschiedenen Ländern niedergelassen. Da ihre Zahl immer mehr angewachsen war, und diese Provinzen im Jahre 1783 ein souveräner Freystaat geworden sind, der alle Religionen konstitutionsmäßig tolerirt, so verstanden sich die daselbst zerstreuten Katholiken, ihre Religionsverfassung ordentlich einzurichten; sie begehrten also mit Erlaubniß des Kongresses im Jahre 1789 von Pius VI. einen Bischof für die katholischen Religionsverwandten in den nordamerikanischen Provinzen, und übertrugen ihm zugleich auf immer das Recht, diesen Bischof zu ernennen.

Pius

Pius VI. nahm dieses Anerbiethen gefällig auf, überließ aber dem daselbst befindlichen katholischen Klerus für dieses erste mal die Sorgfalt, den verlangten Bischof selbst zu wählen, und behielt sich bloß das Recht vor, ihn zu konfirmiren. Die Wahl fiel auf Johann Karol. der seinen Sitz zu Baltimore festsetzte, und den Titel eines päpstlichen Legaten annahm.

IX.

Ueber die innere Verwaltung des Kirchenstaates.

In politischer Hinsicht befindet sich der Kirchenstaat eben nicht in der glücklichsten Lage; er ist seiner wesentlichen Verfassung nach bekanntlich ein Wahlstaat, und dieser Umstand allein ist schon an und für sich für seine politische Oekonomie nicht sehr günstig. Ein allgemein anerkanntes Gebrechen der Wahlstaaten besteht darinn, daß sie in der Hauptsache stets bey ihren veralteten, auch unvortheilhaften Einrichtungen bleiben, nicht mit dem Geiste der Zeiten fortrücken, und mit den politischen Verbesserungen der Erbstaaten nicht gleichen Schritt halten. Den Kirchenstaat trifft dieses um so mehr, da zu seinem Oberhaupte gewöhnlich schon ein Mann von hohem Alter gewählt wird, der folglich, wie jeder abgelebte Mann,

weder viel Zeit, noch Lust mehr haben kann, viele oder tief eingreifende Neuerungen in seinem Lande vorzunehmen, meistens auch durch alt hergebrachte Gewohnheit nicht einmal befugt wäre, dieses zu thun.

Zwar ist das Gebieth des Kirchenstaats, wie es in den neuern Zeiten war, von ansehnlichem Umfange: es enthält 800 geographische Quadratmeilen, hat viel fruchtbares und vortreffliches Land, auch große Bequemlichkeit zum Handel, indem es sowohl am adriatischen, als am mittelländischen Meere mit guten Häfen versehen ist. Allein, das Land ist ziemlich nachlässig angebaut, auch gar nicht verhältnißmäßig bevölkert, denn seine ganze Population betrug nach einer unter dem Kardinal Valenti vorgenommenen Zählung nur 1,100,000 Menschen.

Die jährlichen Einkünfte aus den Abgaben der Unterthanen, aus der Verpachtung der Grundstücke der apostolischen Kammer, aus den Taxen auf Fleisch und Getreide, aus dem Ertrag einer Lotterie, und aus den Mauthgeldern auf fremde Waaren, betrugen ungefähr dritthalb Millionen römischer Scudi.

Nebst diesen gewöhnlichen Einkünften weltlicher Souveräne hatte der Papst, als geistliches Oberhaupt der römisch=katholischen Kirche, auch noch andere beträchtliche Einkünfte, welche ehemals seinen Territorialertrag um Vieles überstiegen, in den neueren Zeiten aber durch mancherley Reformen und Einschränkungen in Kirchensachen, welche die katholischen Fürsten vorgenommen haben, um ein Ansehnliches sind vermindert worden. Diese Einkünfte sind der Ertrag der Dataria und der römischen Kanzeley; sie bestehen in den Annaten der Consistorialpfründen, in den Gebühren für die Pallia und Confirmationen der Erzbischöfe und Bischöfe, für Dispensationen, Canonisirungen, Promotionen der Cardinäle, aus Subsidien der Geistlichen und ähnlichen Quellen, und sollen im Jahre 1788 noch zwey Millionen 435000 römische Scudi betragen haben; daß also die sämmtlichen jährlichen Einkünfte des päpstlichen Stuhls ungefähr fünf Millionen Scudi ausmachen.

Die oberste Finanzstelle des Kirchenstaats ist die apostolische Kammer. Sey es, daß die Mitglieder dieser Stelle nicht genugsame Erfahrung oder Treue für ihr Amt besaßen, oder daß die häufigen Regierungsveränderungen des

Kirchenstaats einen nachtheiligen Einfluß auf die Verwaltung der Finanzen haben; genug, die apostolische Kammer oder der Staat hat eine beträchtliche Schuldenlast. Der Anfang dieser Staatsschulden fällt schon in das Papstthum Sixtus V., und seitdem haben sich dieselben immer vermehrt. Im Jahre 1741 betrugen sie bereits 56 Millionen Scudi. Im Jahre 1766 entwarf Pius VI., damals noch Prälat Braschi und Schatzmeister der apostolischen Kammer, selbst eine Bilanz des Staatsvermögens, und die Schulden betrugen 61 Millionen Scudi. Im Jahre 1789 waren sie bis auf 87 Millionen angewachsen, und die Zinsen davon nahmen ungefähr die Hälfte des ganzen jährlichen Einkommens weg.

Industrie und Handel waren im Kirchenstaat keineswegs in dem blühenden Zustande, worinn sie nach der natürlichen Fruchtbarkeit des Landes hätten seyn können. Aus den am adriatischen Meere gelegenen Provinzen wurde etwas Wein, Oel, und bey reichen Erndten auch etwas Getreide ausgeführt, nebst diesen noch rohe Wolle und Seide, welche dann verarbeitet wieder eingeführt, und theuer bezahlt werden mußte. Aus Frankreich allein betrug die Einfuhr an Zucker,

Kaffee

Kaffee und Seidenzeugen jährlich gegen zwey Millionen Livres.

Papst Pius VI., welcher selbst Schatzmeister der apostolischen Kammer gewesen war, mußte nothwendiger Weise den übeln Zustand der Finanzen besser als irgend Jemand kennen; so bald er seine Regierung angetreten hatte, suchte er auch denselben zu verbessern: er setzte eine eigene Congregation von sieben Cardinälen ein, welche sich über diesen Gegenstand berathen, und ihm Vorschläge thun sollten. Noch als Schatzmeister hatte er Clemens XIV. dahin vermocht, einige Baumwollenzeugfabriken zu errichten; als Papst unterstützte er die schon bestehenden Leinwand- Hut- und Seidenfabriken, brachte die Ledergärbereyen mehr in Aufnahme, und legte Fabriken von feinen Tüchern an, deren Produkte in kurzem so gut als die besten französischen und englischen Tücher, aber etwas theurer waren.

Alle diese Bestrebungen konnten jedoch im Ganzen keine merkliche Verbesserung hervorbringen, als endlich unglücklicher Weise die grausame französische Revolution entstand; durch diese verlor der päpstliche Stuhl gleich Anfangs

 alle

alle seine Einkünfte aus der Grafschaft Avignon, alle seine geistlichen Einkünfte aus ganz Frankreich: dann auch aus den Niederlanden, aus Savoyen und einem Theile von Deutschland; nachher größten Theils auch aus dem Genuesischen, aus der Lombardie und dem Modenesischen, späterhin gar drey seiner Legationen. Von nun an war einstweilen in der Staatsverwaltung nichts weiter zu verbessern.

X.

Verhältnisse des Papstes mit Frankreich vor der Revolution. — Erste Eingriffe der Nationalversammlung in die päpstlichen Rechte.

Frankreich hatte in den neueren Zeiten wenige Verhandlungen von Bedeutung mit dem römischen Hofe. An der Vertreibung der Jesuiten nahm es gleichsam nur aus Gefälligkeit gegen Spanien, Neapel und Parma Antheil. Nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu lebte es, so zu sagen, in einem beharrlichen Frieden mit Rom, und dieser dauerte bis auf die Zeit

der berüchtigten Halsbandgeschichte in Paris, im Jahre 1786, in welcher der Cardinal Rohan, Erzbischof von Straßburg, Großalmosenpfleger von Frankreich rc. auf eine widerliche Art verwickelt war. Der Cardinal wurde bey dieser Gelegenheit bekanntlich auf eine ziemlich auffallende Art arretirt, in die Bastille gesetzt, und ein förmlicher Prozeß gegen ihn eröffnet. Darüber erhob sich ein Streit zwischen dem Cardinalscollegium in Rom und dem Ministerium in Versailles, über die Befugniß, einen Cardinal in einem Lande außer dem Kirchenstaate abzuurtheilen. Nach einigen von beyden Seiten erregten Ansprüchen und gewechselten Schriften wurde Rohan auf eine abgelegene Abtey in Auvergne verwiesen, und die ganze Sache sehr klüglich in Vergessenheit gesetzt.

Im Jahre 1788 wurde der Mönchsorden der Cölestiner, und der Orden der Carthäuser in Frankreich aufgehoben, auch den dortigen Protestanten in so weit ein Bürgerrecht zugestanden, daß wenigstens ihre ehelichen Kinder als solche legal anerkannt wurden. Das Collegium der Cardinäle in Rom drang darauf, an dem französischen Hofe Vorstellungen über diese Angelegenheiten zu machen; aber Pius VI., toleranter oder weiser

als

als das Cardinalscollegium, weigerte sich, dieses zu thun.

Bald darauf erfolgte in Frankreich die Versammlung der Notablen. Der Hauptbeweggrund dieser Versammlung war der auf das Aeußerste gestiegene Verfall der Finanzen jenes Königreiches, und somit ihre angelegenste Beschäfftigung, die Ausgaben des Staates auf alle mögliche Arten zu vermindern. Unter die Rubriken der unnöthigen Staatsausgaben zählte diese Versammlung auch die päpstlichen Annaten, eine durch alte Concordaten stipulirte Verbindlichkeit, vermöge welcher jeder der höheren Pfründbesitzer in Frankreich die Einkünfte des ersten Jahres an den römischen Stuhl bezahlen sollte, welche Verbindlichkeit aber in den neuern Zeiten nicht mehr so genau genommen wurde, und sich darauf einschränkte, daß jeder Bepfründete sich mit der Datarie in Rom für einen viel mäßigeren Preis abfand. Man hatte diese Geldausfuhr nach Rom stets viel höher angeschlagen, als sie in der That war; jetzt, da man in der Versammlung der Reichsstände so ernstlich darauf drang, mußte man doch auch legal berechnen, wie hoch sich diese Summe belaufen, und nach genau angestellten Untersuchungen zeigte sich, daß sie im Durchschnitte jährlich 400,000 Livres

betrage. Die Summe schien viel zu hoch, um sie stets noch jährlich nach Rom gehen zu lassen, und die Notablen bestanden darauf, die Annaten ohne weiters abzuschaffen. Der Cardinal Bernis, als französischer Minister in Rom, erhielt den Auftrag, diesen Entschluß dort anzuzeigen, welcher den Papst in die unangenehmste Verlegenheit setzte; denn der Streich traf nicht bloß ihn persönlich, sondern auch Einkünfte einiger Cardinäle und vieler Kanzeleybeamten waren auf die Annaten der französischen Geistlichkeit angewiesen. Der Papst zog einige Cardinäle darüber zu Rathe; diese schlugen vor, ein nachdrückliches, auf theologische und kanonische Gründe gestütztes Breve nach Frankreich zu erlassen. Pius, gemäßigter und klüger, schrieb bloß einen sanften Brief an Ludwig XVI., und empfahl ihm das Wohl der Kirche; auch erklärte er sich mündlich gegen Bernis, daß er für seine Person wohl die Annaten wolle fahren lassen, daß er aber ohne Beystimmung der übrigen dabey interessirten Personen noch keine entscheidende Antwort geben könne.

Mittlerweile hatten die Reichsstände auch die Aufhebung der Zehenden beschlossen; eine Verfügung, welche zwar Rom nicht unmittelbar

betraf,

betraf, aber dem Papste als Oberhaupt und allgemeinen Vater der sämmtlichen katholischen Priesterschaft, und als dem Beschützer der Güter seiner Kirche in allen Ländern, keineswegs gleichgiltig seyn konnte.

Ehe noch die Verhandlung über die Annaten beendiget war, und ehe man in Rom sich von der Bestürzung über die unerwarteten Verfügungen der Notablen erholt hatte, war in Paris die bekannte Nationalversammlung entstanden.

Diese gab am 2ten November 1789 ein Dekret, wodurch sie ohne weiters die sämmtlichen Güter der französischen Geistlichkeit für Nationalgüter erklärte.

Dieß war in jedem Betrachte ein unerhörter und tödtlicher Streich, ein Schritt ohne Beyspiel in irgend einem katholischen Lande. Das Cardinal-Collegium in Rom gerieth darüber in eine wahre Erbitterung; auch Papst Pius war sehr niedergeschlagen, und sagte zu seinen Vertrauten: „Ich sehe großes Unglück vor, allein, ich werde mich stillschweigend verhalten.“ Dieß war auch in der That das Beste, was er bey jenen

Um-

Umständen thun konnte, wo es jedem klarsehenden Menschen schon ziemlich deutlich wurde; daß in Frankreich bald Alles in die schrecklichste Verwirrung kommen müsse. Billigen konnte er als Papst solche Dekrete unmöglich, und den erhitzten und überspannten Köpfen der Nationalversammlung einen ohnmächtigen Widerstand leisten wollen, hieß bey der Sache mehr verlieren, als gewinnen. Diese Versammlung gieng in allen ihren Unternehmungen gar sehr rasch vorwärts; sie gab kurz darauf ein anderes Dekret, wodurch sie den König einlud, von nun an kein ledig werdendes Benefizium mehr zu besetzen, bis sie nicht ihren allgemeinen Plan, in Betreff der Geistlichkeit würde entworfen und ihm vorgelegt haben: eine Maßregel, welche man schon für einen Vorläufer dessen ansehen konnte, was in der Folge leider nur zu augenscheinlich ward.

Dieß waren indessen bloß Eingriffe in die geistlichen Rechte des Papstes; aber auch seine weltlichen Souveränitätsrechte wurden nicht verschont. Schon in der Mitte des Jahrs 1789 hatte ein Deputirter aus der Provence, Namens Bouche, der Nationalversammlung den Vorschlag

schlag gethan, die päpstliche Grafschaft Avignon mit der französischen Monarchie zu vereinigen.

Das Gebieth von Avignon und die Grafschaft Venaissin, welche beyde man gewöhnlich die Grafschaft Avignon nennt, machen zusammen ein kleines, aber sehr fruchtbares Ländchen aus, welches fast ganz von der französischen Provinz Provence umgeben ist, und von einem Vizelegaten verwaltet wurde. Frankreich hat den Besitz davon wohl einige mal den Päpsten streitig gemacht, diese blieben jedoch im Besitze; nur wenn ein König von Frankreich über den römischen Stuhl sehr aufgebracht war, zog er diese Grafschaft ein; so geschah es zum letzten mal unter Ludwig XV. im Jahre 1768; unter Clemens XIV. aber wurde die Grafschaft im Jahre 1774 wieder zurück gegeben, und Pius VI besaß sie ruhig bis zum Jahre 1789.

Sobald man in Avignon hörte, daß Bouche die Motion gemacht hatte, die Grafschaft mit Frankreich zu vereinigen, erklärte die päpstliche Landesregierung, daß sie ihrem Souverän treu verbleiben wolle. Allein, die nämlichen Sitten, die nämliche Sprache, Nachbarschaft, Verwandtschaften, Handel und Wandel hatten die Einwoh-

ner

ner von Avignon mit den übrigen Franzosen im moralischen Verstande schon längst einerley gemacht. Da sich dazumal ein allgemeiner Schwindelgeist von Revolution und Freyheit über ganz Frankreich verbreitet hatte, so konnte es aus oben erwähnten Ursachen nicht fehlen, daß nicht auch diese päpstliche Grafschaft davon sollte ergriffen werden. Die Mißvergnügten, die stürmischen Köpfe, die Neuerungssüchtigen, deren es in jedem Lande giebt, ermangelten also nicht, das Volk zu bearbeiten: dieses versammelte sich, und ohne dem Papste noch den Gehorsam aufzukünden, macht es sich eine neue Constitution, und, zur Nachäffung der Franzosen, auch eine Nationalgarde. Der Vicelegat sah wohl ein, daß er der tobenden Menge nicht Einhalt thun könne; um also doch einen Schatten von Authorität beyzubehalten, setzt er sich selbst an die Spitze der neuen Verfassung, und billigte sie; damit war man aber in Rom nicht zufrieden. Im April 1790 schickte der Papst eigene Commissäre mit einem Breve nach Avignon, wodurch alle dem Vicelegaten abgenöthigten Anordnungen als nichtig erklärt, und den Commissarien verbothen wurde, dieselben zu publiziren. Hierdurch entstand Zwietracht und Tumult in Avignon; der Vizelegat hielt sich nicht mehr für sicher genug, gieng nach Carpentras, und protestirte von dort aus gegen Alles, was gegen die vormalige Verfassung des Landes war unternommen worden.

Es befand sich in der Grafschaft schon eine Parthey, welche selbst die Vereinigung mit Frankreich wünschte; allein, sie war noch so klein und unbedeutend, daß sie sich bisher nicht zeigen durfte. Die Entfernung des Vizelegaten und seine Protestation gegen die neue Konstitution erbitterte die ohnehin schon erhitzten Köpfe; die benachbarten Franzosen thaten das Ihrige getreulich dazu, und verstärkten dadurch ihre Parthey so sehr, daß am 26. Okt. die angebliche Majorität in den neuen Distrikten der Grafschaft selbst verlangte, mit dem Departement der Mündungen der Rhone vereinigt zu werden. Kurz darauf erhielt jedoch die Gegenpartey wieder auf einige Zeit die Oberhand. Der römische Hof fand es unnütz, bey dieser Verwirrung und bey dieser Gährung der Gemüther seine Authorität zu compromittiren; er schwieg also einstweilen; dieses Stillschweigen benützte die jetzt wieder herrschende französisch gesinnte Partey; sie erklärte, daß sie den Vizelegaten nicht mehr für den Repräsentanten des Papstes anerkenne, und verboth Jedermann, sich weiter an ihn zu wenden, war jedoch heuchlerisch genug, drey gewählte Oberhäupter der Nation, dem Gesetze und dem heiligen Stuhl schwören zu lassen. Bald aber zog sie die Larve gänzlich ab: am 7. Febr. 179 . feyerte sie das Föderationsfest, und im März kündigte Avignon dem Papste förmlich den Gehorsam auf. Carpentras hielt sich

noch

noch eine Weile, und wollte seinem Souverän getreu bleiben, aber nun mischte sich die Pariser-National-versammlung öffentlich in die Sache; sie ließ durch ihren Deputirten Bouche vorgeblich beweisen, daß eine Majorität von 14000 Stimmen die Vereinigung verlange; sie ließ eben so durch den Deputirten Menou gar diplomatisch beweisen, daß sie das Recht zu dieser Vereinigung habe, und somit wurde ohne weiters die ganze Grafschaft verschlungen.

So lange die Verwirrungen und Parteyenstürmer in der unglücklichen Grafschaft herrschten, war sie der Schauplatz der größten Gräuelthaten; in keiner Gegend von Frankreich selbst ist mit solcher Wuth gemordet und verwüstet worden, als in Avignon und Carpentras. Wer immer mit unsrer Zeitgeschichte nicht ganz unbekannt ist, der kennt das Ungeheuer Jourdann, den Kopfabschneider, der die Grafschaft zu einer Schlachtbank machte. Diese Jammerscenen gehören aber in die blutige Geschichte der Revolution; hier war bloß der Ort zu sagen, auf welche Art man dem päbstlichen Stuhle Avignon entrissen habe.

XI.

Benehmen des Papstes in Betreff des französischen Priestereides. — Anstalten zur Sicherheit des Kirchenstaates. — Vorfall mit Basseville.

Eines der größten und nachdrücklichsten Mittel, deren sich die französische Nationalversammlung bediente, um die ganze alte Verfassung von Frankreich auf eine wirksame und dauerhafte Art zu vernichten, war die sogenanete bürgerliche Konstitution der Geistlichkeit, welche sich auf den bekannten Bürgereid stützte, den jeder Priester leisten sollte, der fernerhin ein geistliches Amt in Frankreich versehen wollte. Ein großer Theil französischer Geistlicher legte diesen Eid ab, blieb im Lande, und behielt dafür seine alten, oder erhielt sogar neue Benefizien. Der größere Theil von hoher und niederer Geistlichkeit aber weigerte sich, diesen Eid abzulegen, und wanderte aus seinem Vaterlande, oder blieb in demselben, und lebte in zurückgezogener Einsamkeit.

Diese neue bürgerliche Konstitution der französischen Geistlichkeit war zwar ganz wider die Grundsätze der römisch-katholischen Kirchendisziplin; da aber die großen Werkmeister der Revolution noch häuchelten, als ob sie die katholische Religion in Frankreich aufrecht erhalten wollten, so fand Pius VI. einstweilen für gut, stillschweigend dem Gange der Dinge zuzusehen, und durch keinen übereilten, entscheidenden Ausspruch den Weg zu aller Aussöhnung abzuschneiden, weil er ohne Zweifel die Macht der Umstände, der Verblendung und der Verführung kannte. Er verschonte also dem großen Haufen der irre Gehenden, zeigte aber durch Bestrafung zweyer Oberhirten, daß er die neue Verfassung verwerfe; er suspendirte den Bischof von Autun von seinen geistlichen Funktionen, und bedrohte ihn sogar mit der Exkommunikation, und strich den Kardinal Lomeni, Erzbischof von Sens, aus der Liste der Kardinäle, weil Beyde jene Konstitution angenommen und befördert hatten.

Indessen hatte sich in Paris jene Propaganda der Freyheit gebildet, deren Daseyn man lange bestritten hat; deren Wirkungen aber allmählig in ganz Europa so sichtbar geworden sind, daß weiter kein Zweifel über ihre Existenz seyn kann. Sie sandte ihre geheimen Apostel in alle Lande,

besonders nach Italien, vermuthlich weil dort schwächere Staaten waren, und sie verhältnißmäßig mehr empfängliche Köpfe aufzufinden hoffte. Alle Souverains fanden sich in der Nothwendigkeit, ungewöhnliche, auch wohl strenge Maßregeln zu ergreifen, um ihre Länder in der bisherigen glücklichen Ruhe und Orduung zu erhalten, und verdächtige Menschen, besonders Franzosen, aus denselben zu entfernen. Der Papst that ein gleiches, und hatte um so mehr Ursache es zu thun, da in Orvieto und Civita Vecchia wirklich ein Auflauf entstanden war, wobey einige Meuter laut gerufen hatten: Es lebe die Freyheit! In Rom selbst hatte man im Monate August 1791 Spuren von einem Komplot entdeckt, welches einige in der Engelsburg verhaftete, verdächtige Leute angesponnen hatten, die der Papst jedoch aus Schonung in Freyheit setzen, aber über die Grenzen des Kirchenstaats abführen ließ.

Diese Umstände machten es zu einer Pflicht von politischer Vorsichtigkeit, daß der Papst seine wiewohl äußerst schwache, militärische Macht dazu verwenden mußte, um ähnlichen, sehr möglichen Auftritten vorzubeugen. Er ließ also Rekruten werben, verstärkte die Besatzung in der Engelsburg, ließ Civita Vecchia in einigen Vertheidigungsstand setzen, ließ einige tausend Mann

von der Landmiliz organisiren, wovon er einen Theil als Garnison in die Stadt Rom selbst verlegte, und die übrigen zu einer Art von Kordon sowohl an den Seeküsten, als an der Landgrenze gebrauchte: lauter Anstalten, die augenscheinlich keine andere Absicht haben konnten, als auswärtigen Ruhestörern den Eingang in den Kirchenstaat zu verwehren, und die Uebelgesinnten im Lande im Zaume zu halten.

Die Franzosen fanden diese Kriegsrüstungen des Papstes, wie sie es nannten, sehr lächerlich, machten aber sich selbst wirklich lächerlich dabey; denn da ihre Stimmführer in Paris im Monate Julius 1792 der Nation einen Vortrag über die Gesinnungen der europäischen Mächte machten, zählten sie auch den römischen Hof unter ihre unversöhnlichen Feinde, weil er Avignon wieder zurückhaben wollte, und erklärten, daß sich Frankreich schon als in offenbaren Krieg mit ihm begriffen ansehen könne.

Dagegen ließ Papst Pius seiner Seits bald darauf publiziren: er wolle eine vollkommene Neutralität beobachten, habe folglich keine Feindseligkeiten zu befürchten; er müsse dessen ungeachtet für die Sicherheit seiner Küsten und Grenzen sorgen,

gen, und zur Bewachung seiner Hauptstadt Truppen anwerben.

Um auch den Franzosen allen Vorwand zu Klagen oder Feindseligkeiten abzuschneiden, ließ er einige französische Künstler wieder frey, welche in Rom die französische Nationalkokarde aufgesteckt, und aufwieglerische Reden geführt hatten, und deßwegen waren verhaftet worden.

Frankreich hatte sich indessen in eine demokratische Republik umgestaltet. Die Gewaltsmänner der Nation führten bey allen Gelegenheiten eine Sprache, und handelten mit einem Hochmuthe, der jedes andere Volk gegen sie empören mußte; und diese Art zu sprechen, und zu handeln äffte von nun an jeder einzelne Franzose nach, was und wo er auch immer seyn mochte; und sie, die allen andern Nationen Vorurtheile von Geburt, Wappen, Titeln ꝛc. vorwarfen, und mit Beleidigung darüber aushöhnten, hatten ihre Nationalkokarde zu einem Idol erhoben, und gebärdeten sich damit so unausstehlich lächerlich, als ob sich die ganze Nation in einen Haufen Schulknaben verwandelt hätte, der mit einem dreyfärbigen Bändchen spielt.

Dieses Tändelband stiftete an manchen Orten viel Unheil, auch in Rom das erste im Jahre 1794.

Nachdem die Thuillerien in Paris gestürmt, und Ludwig XVI. als wahrer Gefangener in den Tempel war eingesperrt worden, hatten die meisten bisherigen königlichen französischen Minister an auswärtigen Höfen ihre Stellen niedergelegt, und entweder ihren bisherigen Aufenthalt gänzlich verlassen, oder sie lebten als bloße Privatleute fort, ohne sich weiter mit Geschäfften zu vermengen. Das Letztere hat auch der Kardinal Bernis, bisheriger französischer Minister am römischen Hofe, gethan. Die neu erschaffene Republik hatte keinen öffentlich anerkannten Agenten in Rom; aber eine ansehnliche Zahl Franzosen von allen Gattungen, Benennungen und Beschäfftigungen lebten dort, machten der römischen Polizey viel zu schaffen, und zwangen sie gegen Manchen zu einiger Strenge. Um diesen angeblichen Unterdrückungen seiner Landsleute abzuhelfen, schickte der französisch-republikanische Minister in Neapel Einen seiner Gesandtschaftssekretärs nach Rom. Dieser Mann hieß Basseville. Er sprach mit dem Kardinal Staatssekretär, und dieser versicherte ihn des öffentlichen Schutzes für seine Landsleute, unter der stets vorausgesetzten Bedingung,

daß

daß sie auf keine Weise die öffentliche Ruhe stören, auch keine Proselyten für das demokratische Freyheitssystem machen würden. Der Papst selbst hatte den Basseville zur Audienz gelassen, und ihm ähnliche Versicherungen gegeben. Die in Rom befindlichen Franzosen hatten um diese Zeit angefangen, in dem Gebäude der französischen Künstlerakademie unter mancherley Vorwande große Versammlungen zu halten. Diese Versammlungen waren dem römischen Publikum verdächtig geworden; es sollte eben wieder eine solche gehalten werden, als ein großer Haufe Volks voll Unwillens bey dem akademischen Gebäude, noch vor der Ankunft der Franzosen selbst, zusammenlief.

Basseville und ein Major von dem französischen Geschwader, Namens Flotte, waren ebenfalls willens, in die Versammlung zu gehen. Noch vor Anfang derselben fuhren sie in einem offenen Wagen langsam den Korso auf- und nieder *). Die beyden Citoyens, Kutscher, Bediente, sogar die Pferde und der Wagen waren mit der magischen

*) Der Korso ist eine der breitesten und volkreichsten Straßen von Rom, in welcher, wie in den meisten italiänischen Städten gewöhnlich ist, Abends die Großen und Reichen statt eines Spatzierganges, langsam auf- und niederfahren.

schen Nationalkokarde von ungewöhnlicher Größe verziert. Die Bedienten hatten noch über dieß dreyfarbige Fähnchen, welche sie öfter über den Wagen schwangen, und dabey mitunter riefen: Es lebe die Freyheit! Es lebe die Republik! Die gutgesinnten Römer sahen dieß für eine Aufforderung zu einer Revolution an; Alle aber fanden diese Gauckeley zweyer unbedeutender Ausländer höchst beleidigend. Die Franzosen wurden Anfangs ausgepfiffen, und als sie sich durch Schimpfworte dafür rächen wollten, mit einem Steinhagel begrüßt, worunter auch einige Pistolenschüße fielen. Basseville ließ itzt seinen Wagen nach Hause fahren; der schon erbitterte Pöbel folgte ihm dahin, es kam ein Militärpiket dazu; Flotte und Basseville wollten sich gegen den andringenden Haufen mit gezogenen Degen wehren, als Letzterer im Tumult plötzlich einen Stich in den Leib bekam; man brachte ihn auf die nächste Wachtstube, wo er bald starb.

Das Volk lief durch die Straßen von Rom, und rief: Es lebe der Papst! Es lebe der heilige Glaube!

Ein paar Tage nach diesem leidigen Auftritt erließ der Staatssekretär, Kardinal Zelada, ein Manifest an das Publikum von Rom, worin er sagte: „Er

„Er sey gerührt von den Beweisen, welche das römische Volk an den verflossenen Tagen von seiner Anhänglichkeit an die Religion, und von seiner Liebe für die Person Seiner Heiligkeit gegeben habe; allein der heilige Vater sey sehr darüber betrübt gewesen, sehen zu müssen, daß eben dieses Volk mitten in dem Eifer, welchem es sich überlassen hat, um jene Gesinnungen zu beweisen, sich einiger Ausschweifungen schuldig gemacht habe, wodurch die öffentliche Ruhe gestört worden ist; Ausschweifungen, unwürdig einer Nation, die sich eine Ehre daraus machen muß, in guten Grundsätzen und bey einer Sittenlehre erzogen zu seyn, deren Vorschriften alle den Frieden, die Milde und Liebe des Nächsten einprägen. Der Papst befehle also seinen Unterthanen, sich künftig ruhiger zu verhalten,, jeden Tumult, jede Zusammenrottirung zu vermeiden, kein Haus zu beschädigen, keine Person zu beleidigen, welches Herkommens und von welcher Nation sie auch immer seyn möge ꝛc. ꝛc.

In Paris nahm man den Vorfall mit Basseville sehr hoch auf; man sprach von nichts minder, als eine Exekutionsarmee nach Rom zu schicken, die Stadt einer gänzlichen Verwüstung preis zu geben. Hätte man freye Hand gehabt, so würde auch vielleicht in dem damaligen ersten

Taumel vom republikanischen Hochgefühle so etwas erfolgt seyn; allein die Armeen waren noch näher an ihren eigenen Grenzen beschäfftiget. Man begnügte sich also einstweilen den Tod des Basseville einen Meuchelmord zu nennen, den der römische Hof, wo nicht eigens befohlen, doch begünstiget habe; daß dieses gleichsam das Signal seyn sollte, um alle übrigen Franzosen in Rom zu ermorden, und dergleichen Albernheiten mehr. Allein die Folge hat klar genug bewiesen, daß der Vorfall mit Basseville', der späterhin erfolgte, mit Düphot, und ähnliche Vorfälle in andern Ländern geflissentlich von den Franzosen selbst veranstaltet wurden, um die Stimmung der Völker zu erforschen, oder eine revolutionäre Explosion zu befördern.

Bald darauf gab der Papst einen neuen Beweis, wie wenig er gesonnen sey, feindlich gegen Frankreich zu handeln: einer seiner Küstenbewahrer hatte eine französische Tartane genommen, und nach Civita Vecchia geführt. Der Papst ließ die Tartane sogleich zurückgeben, und erklärte bey diesem Anlaß öffentlich: er sey mit Frankreich nicht im Kriege begriffen. Doch ließ er seinen Unterthanen Vorschriften geben, wie sie sich bey einem feindlichen Einfall zu verhalten hätten, und daß sie in diesem Falle Gewalt mit Gewalt abtreiben sollten.

Auch

Auch ließ er einen Theil des römischen Kirchen=silbers nach der Münze bringen, und für zehn Millionen Scheidemünze daraus prägen, um einen Theil des im Umlaufe gesetzten Papiergeldes einzulösen, und die Ausgaben zu bestreiten, welche die nöthig gewordenen Sicherheits= und Vertheidigungsanstalten verursachten.

XII.

XII.

Vorfälle vom Jahre 1795. — Bonaparte besetzte Bologna und Ferrara. — Waffenstillstand und dessen Bedingungen. — Französische Kommissärs in Rom. — Vergebliche Unterhandlung in Florenz.

Es war in Rom eine alt hergebrachte Gewohnheit, daß bey gewissen, für die Kirche, für den Staat, oder für die Person des Papstes gefährlichen Umständen die öffentlichen Fastnachtslustbarkeiten eingestellt wurden. Seit den unerhört grausamen Begebenheiten in Frankreich und der sich stets weiter ausbreitenden Revolutionswuth war Kirche, Staat und Papst unstreitig in einer stets wachsenden Gefahr, und darum waren die sonst gewöhnlichen Fastnachtsunterhaltungen schon seit drey Jahren verbothen, auch ließ sich dieses das Publikum von Rom gefallen, ohne darüber zu murren. Im Jahre 1795 änderte sich plötzlich die Scene: die ärmste und gröbste Volksklaße von Rom, die Transteveriner wollten troß dem Verboth

bothe Fastnacht halten; sie sammelten sich in Haufen, liefen verlarvt durch die Straßen, und trieben mancherley Unfug. Die Militärpatrouillen wollten, ihrem Befehle gemäß, der Unordnung steuern, und mußten endlich Gewalt brauchen. Dagegen setzte sich der betrunkene Pöbel ebenfalls mit Gewalt, warf mit Steinen nach den Soldaten, griff zu den Stiletten, und trieb die Sache bis zu einem offenbaren Aufstand. Es sollte nun über die Großen und Reichen losgehen: die Palläste Borghese, Piombino, Chigi und die Wohnung des Herzog Braschi wurden umringt, und gleichsam belagert, nebenher die Privatleute auf den Gaßen geplündert, oder doch mit Geld sich loszukaufen genöthigt. Da der ganze Auftritt ziemlich nach der französischen Revolutionstaktik geführt wurde, so darf man keineswegs zweifeln, daß die geheimen Emissarien und Anhänger jener Nation auch diesen Versuch wieder angezettelt haben, eine Insurrektion in Rom zu Stande zu bringen; allein der römische Pöbel war noch nicht reif genug dazu, er ließ sich durch einige Hände voll ausgeworfenes Geld von dem Pallaste Borghese abtreiben, so wie von den Uebrigen durch die Miene von ernsthafter Gegenwehr; und nach 24 Stunden hatte dieser kleine Sturm verbraußt.

Der Ueberrest des Jahrs 1795 lief für den Kirchenstaat ruhig ab. Im Julius dieses Jahrs

hatten zwey neapolitanische Tartanen eine französische Brigantine verfolgt, und endlich auf der Küste des Kirchenstaats auf den Strand gejagt; die Matrosen schwammen an das Ufer, und versteckten sich im nahen Walde, wo sie, an Allem Mangel leidend, herumirrten. Der Papst schickte diesen Unglücklichen jede Art von Hülfe, ließ ihnen ihr Schiff ausbessern, und sie bey der Abfahrt sogar bis auf eine gewisse Höhe begleiten. Er erklärte bey dieser Gelegenheit abermals, daß er mit Niemanden im Kriege begriffen sey, daß er im Frieden leben, und keiner Nation etwas zu Leide thun wolle.

Der Geldmangel wurde indessen in Rom immer drückender. Gegen das Ende des Jahrs verkaufte Pius VI. ein große Zahl seiner prächtigen Staatskarossen und vierzig seiner schönsten Pferde; man lösete daraus 60,000 Scudi, welche der Papst sogleich nach dem Leihhause und nach der Bank schickte, um sie gegen Papiergeld im Umlaufe zu setzen.

Das darauf folgende Jahr 1796 war eines der unglücklichsten für Pius VI. und den Kirchenstaat. Die französischen Armeen hatten den König von Sardinien gezwungen, sich von der Koalition zu trennen, und einen Frieden zu schließen, der ihn fast gänzlich entwaffnete, und von Frank-

reich

reich abhängig machte. Nachdem sie sich auf diese Art im Rücken sicher gestellt hatten, drang ihr General Bonaparte mit einem so unerhörten Glücke vorwärts, daß er in Kurzem die ganze östreichische Lombardie überwältigte, und nur noch durch die Festung Mantua aufgehalten wurde, in ganz Oberitalien den unumschränkten Meister zu spielen. Bey so bewandten Umständen hatte der Wienerhof mit Neapel einen Vertrag geschlossen, kraft dessen dieser Letztere eine gewisse Zahl von Hülfstruppen in die Gegend von Mantua schicken sollte. Ein Korps neapolitanischer Kavallerie setzte sich zuerst in Marsch, und kam im Monate April an die Grenze des Kirchenstaats, um durch denselben nach Oberitalien zu ziehen. Der Papst, welcher in keinem Betracht diesen Durchmarsch verhindern konnte, ernannte einen Kommissär, der diese Kavallerie friedlich und ordentlich durch sein Land führte.

Dieser Durchmarsch von ein paar tausend Kavalleristen war für den durch seine unerwartet schnellen Siege übermüthig und kühn gewordenen französischen Heerführer der erwünschteste Vorwand, gegen den Kirchenstaat feindlich zu handeln. Er schrie über Verletzung der Neutralität, und drohte, den römischen Hof dafür zu bestrafen, weil nämlich die bekannte Schwäche desselben gar keinen Widerstand möglich machte, und in seinem Gebiethe

eine

eine höchst reiche Ausbeute von geistlichen und profanen Schätzen zu machen war.

Pius VI. seines wehrlosen Zustandes sich bewußt, und für das Wohl seines Staats besorgt, ward durch diese Drohung äußerst bestürzt; denn die trotzige Tollkühnheit und die unersättliche Raubsucht der französischen Armeen war um diese Zeit schon allenthalben bekannt. In dieser Verlegenheit wandte er sich an den in Rom befindlichen spanischen Minister, Ritter Azara, um den Mittler zwischen ihm und dem drohenden Bonaparte zu machen. Azara nahm den Auftrag an, und reiste nach Mayland zu dem französischen General. Dieser wies die Vermittlung zwar nicht geradezu ab, fieng sogar Konferenzen an, ließ aber auch unverzüglich seine Truppen aus dem modenesischen in das päpstliche Gebiet einrücken, welche am ersten das nahe an der Grenze gelegene Fort Urbino, und in wenig Tagen darauf Bologna und Ferrara sammt dem dazu gehörigen Gebiete fast ohne allem Widerstande wegnahmen.

Die Nachricht von dem Verluste dieser beyden Legationen kam bald nach Rom, und verursachte daselbst eine große Gährung. Um dieselbe zu dämpfen, und die erschrockenen Römer etwas zu beruhigen, erließ der Kardinal Staatssekretär eine kurze Proklamation, wodurch er

zum

zum Schluß die nachdrücklichen Worte sagte: „Als Christen wendet euch zu Gott; als Unterthanen habt Vertrauen auf euern Souverän, welcher nichts verabsäumt, um euch einen dauerhaften Frieden zu verschaffen.

Bald nach dieser Proklamation langte auch ein Kourier vom Ritter Azara an, mit der Nachricht, daß derselbe am 23. Junius zu Bologna mit Bonaparte einen Waffenstillstand für den römischen Hof geschlossen habe.

Dieser Waffenstillstand war jedoch ein sehr theurer Kauf. Er bestand aus folgenden 10 Articklen: 1) die Feindseligkeiten werden bis auf 5 Tage nach den Unterhandlungen eingestellt. 2) Der Papst schickt einen Bevollmächtigten nach Paris, zur Genugthuung für die Mißhandlungen und Nachtheile, welche die Franzosen in seinen Staaten erlitten haben, besonders für die Ermordung des Basseville. 3) Alle in päpstlichen Staaten wegen ihrer politischen Meynungen verhaftete Personen werden sogleich in Freyheit gesetzt. 4) die päpstlichen Seehäfen sollen für die Franzosen offen, für alle mit ihnen kriegführende Mächte aber geschlossen seyn. 5) Die französische Arme bleibt im Besitze von Bologna und Fer-

rara. 6) Die Zitadelle von Ankona wird den Franzosen eingeräumt. 7) Die Stadt Ankona aber bleibt unter der Civilregierung des Papstes. 8) Der Papst überliefert an die französische Republik einhundert Gemählde, Vasen, Büsten, Statuen, und darunter namentlich die auf dem Capitolium befindlichen Köpfe der beyden Brutus; auch 500 Manuscripte, welches alles nach Gutdünken der französischen Commissärs ausgewählt wird. 9) Der Papst bezahlt an die französische Republik 21 Millionen Livres, und zwar 15 Millionen 500,000 Livres in baarem Gelde, oder Gold und Silbermassen, und sechsthalb Millionen an Lebensmitteln, Kaufmannswaaren, Pferden und Schlachtvieh; hievon werden die ersten 5 Millionen in 14 Tagen, die zweyten 5 Millionen in einem Monat, und die noch übrigen sechsthalb Millionen in 3 Monaten bezahlt; die sechsthalb Millionen an Naturalien werden abgeführt, wann und wo es die französische Republik begehrt. 10) Die französischen Truppen haben freyen Durchmarsch durch den Kirchenstaat, so oft es die Republik will.

Die Bedingungen waren in der That mehr als zu Boden drückend. Durch die fünfte verlor der ohnehin schwache Staat zwey seiner schönsten und be-

sten

sten Provinzen; durch die achte verlor die Stadt Rom einen großen Theil ihres Glanzes, und für die Ausländer den vorzüglichsten Reiz, dahin zu kommen; zur Erfüllung der neunten wußte man vor der Hand in Rom selbst noch nicht die Mittel aufzutreiben. Diese Finte, sich bey solchen Interimstraktaten schwere Contributionen an baarem Gelde bezahlen zu lassen, wurde von nun an ein Lieblingskunstgriff der französischen Politik; sie machten es in der Folge mit mehreren Souveräns auf gleiche Art, forderten ungeheure Geldsummen, und benahmen gerade dadurch einem solchen Staat die Mittel, sich zu vertheidigen, wenn sie über eine Zeit wieder kamen, um ihn gänzlich umzuwerfen.

So bald der Papst die Bedingungen des Waffenstillstandes wußte, ließ er den Kardinalkämmerling und den Gouverneur von Rom zu sich kommen, auch rief er die Staatskongregation zusammen. Man berieth sich, und das traurige Resultat war, man müsse sich in die Umstände ergeben; und sogleich wurde Pierachi, der schon ehemals Internuntius in Frankreich gewesen war, als bevollmächtigter Minister nach Paris abgeschickt, um bey den dortigen Machthabern, wo möglich, eine Linderung der Bedingungen auszuwirken, und auf alle Fälle einen gänzlichen

Vergleich zwischen der Republik und dem römischen Hofe zu Stande zu bringen.

Der schwereste Punkt für den heiligen Vater war, das Geld zur Bezahlung der Contribution aufzubringen: denn alle gewöhnlichen Hilfsquellen waren schon erschöpft; er schlug also in einem geheimen Consistorium vor, den von Papst Sixtus V. in der Engelsburg hinterlegten Schatz zu diesem Endzwecke zu verwenden. Jener Papst hatte diesen Schatz mit der ausdrücklichen Vorschrift daselbst niedergelegt, daß er nur in den größten Nöthen der Kirche und des Staates sollte angegriffen werden; dieser Fall schien jetzt eingetreten zu seyn, und die Congregation willigte ohne weiters in diese Maßregel; als man aber zu ihrer Ausführung schritt, mußte man die darauf gestützte Zuversicht um ein Merkliches herunter stimmen. Dieser berühmte sixtinische Schatz, welcher vor dritthalb Jahrhunderten eine ungeheure Geldsumme ausmachte, stand jetzt nicht mehr in eben diesem Verhältnisse; es waren ungefähr 700000 Scudi, die kaum zur ersten Bezahlungsfrist hinreichten. Für die folgenden mußte man neue Quellen öffnen. Die Kirchen und andere geistliche Stiftungen mußten allen ihren Schmuck, alles goldene und silberne Geräthe,

das

das nicht unmittelbar zum Gottesdienste nothwendig war, abliefern. Man forderte alle wohlhabenden Unterthanen auf, ihr überflüßiges Silbergeschirr in den päpstlichen Schatz abzugeben. Vier vornehme Herren von Rom übernahmen diese Sammlung. Der Fürst Doria gab allein ein freywilliges Geschenk von einer halben Million dazu.

Man erwartete nun die französischen Commissärs, welche nach Rom kommen sollten, um die Bedingungen des Waffenstillstandes in Erfüllung zu bringen. Da sie die politische Execution vorstellten, welche erschien, um der Stadt Rom ihre so lange besessenen unersetzlichen Schätze der Kunst und des Alterthums zu entreissen, so befürchtete die Regierung wohl nicht ohne Grund, das Publikum möchte bey ihrer Ansicht in eine Art von verzweifelter Wuth gerathen, sich an ihren Personen vergreifen, und somit den heiligen Vater unverschuldet in neue Fehden mit der unüberwindlich scheinenden französischen Republik verwickeln. Der Cardinalstaatssekretär erließ deßhalb eine höchst eindringliche Proklamation an das römische Volk, worinn er allen und jeden die schwersten Strafen androhte, welche sich auch nur die mindeste Beleidigung gegen die französi-

schen Commissärs, oder deren Gefolge erlauben, oder sie bey der Vollziehung eines ihrer Aufträge stören würden.

Im Monat Julius kam der erste dieser Commissärs, der Bürger Miot, damals französischer Minister in Toskana, wirklich in Rom an. Der Papst, voll Besorgniß, es möchte demselben, troß aller gebrauchten Vorsicht, irgend eine Unbild geschehen, ersuchte den spanischen Minister, welcher bey ganz Rom in großem Ansehen stand, dem Commissär entgegen zu gehen, und ihn in seinem Wagen in die Stadt einzuführen; dieß geschah, und zum Ueberfluß hatte man den Wagen noch mit einem Kavaleriepiket umgeben. Miot war mit allen Ehrenbezeugungen aufgenommen, die für außerordentliche Bothschafter gewöhnlich waren; er hatte eine lange Audienz bey dem Papst, dann eine Conferenz mit dem Kardinal Zelada, und erhielt Besuche von den meisten Cardinälen. Bald nach ihm langte auch Cacault an, ein hitziger Mann, und für die Demokratie und das jakobinische System sehr thätiger Citoyen. Diese beyden waren eigentlich für die politischen Angelegenheiten: dann kamen noch einige andere, welche Kunstverständige waren, und von Amts wegen das Beste von Gemälden, Sta-

tuen und Alterthümern aussuchen mußten, um es nach Paris abzuführen.

Die politischen Conferenzen über die Erfüllung des Waffenstillstandes fiengen sich in der Wohnung des Ritters Azara an. Unterdessen giengen die kunstverständigen Commissärs in ganz Rom herum, und beschauten allenthalben die Denkmale und Gegenstände aus ihrem Fache, um in ihrer Auswahl ja das Kostbarste zu treffen. Das hieß nun allerdings die Geduld der ohnehin schon erbitterten Römer auf das äußerste spannen; auch riß sie endlich. Zwey dieser Commisärs betrachteten sehr aufmerksam die trajanische Säule; es versammelten sich um sie her Leute, und da diese ohne Zweifel dachten, die Franzosen möchten ihnen auch dieses Denkmal des Alterthums rauben, so brach ihr Unwille plötzlich los: sie warfen mit Steinen nach den Commissärs, und begleiteten den Steinhagel mit Drohungen und Verwünschungen; die Commissärs suchten zu entfliehen, und trafen glücklicher Weise auf einen römischen Offizier, der sie in Schutz nahm, und unbeschädiget zum Gouverneur von Rom brachte. Ein paar Tage darauf erfolgte ein ähnlicher Auftritt. Pius war darüber in der äußersten Betrübniß; er gab neue Befehle,

fehle, ließ hinlängliche Wachen in die Nähe der Wohnung des französischen Ministers stellen; ließ einige der Ruhestörer verhaften und bestrafen.

Diese stürmischen Auftritte bewogen den alten und schon gebrechlichen Cardinal Zelada, seine Stelle niederzulegen, uud statt seiner wurde der Cardinal Busca Staatssekretär.

Um diese Zeit kam ein Kourier von dem päpstlichen Abgesandten Pierachi aus Paris an; er meldete, daß die französische Regierung verlange, daß die definitive Unterhandlung mit dem römischen Hofe in Florenz gepflogen werden soll; daß sie aber als einen Präliminarartickel davon fordere, der Papst solle die von ihm in den französischen Kirchenangelegenheiten erlassenen Breven mißbilligen und widerrufen. Die Forderung war beleidigend. Pius VI. berief eine sehr zahlreiche Congregation, von den gelehrtesten Cardinälen, um über diesen sonderbaren Präliminarartickel zu entscheiden. Um aber keine Zeit für die Hauptunterhandlung zu verlieren, ersuchte er neuerdings den Ritter Azara, in seinem Namen nach Florenz zu gehen, und sich dort für das Beste des des heiligen Stuhls zu verwenden. Azara willigte

ligte in das Gesuch, und reiste mit dem bekannten Prälaten Galeppi nach Florenz. Miot war schon vor einiger Zeit wieder dahin gegangen.

Die Congregation der Cardinäle entscheidet unterdessen, der Papst könne seine Breven nicht widerrufen. Plötzlich kömmt Galeppi aus Florenz nach Rom zurück, und bringt die Friedensbedingungen, welche die französische Regierung vorschreibt. Der Papst versammelt eine noch zahlreichere Congregation von Cardinälen, und diese Bedingungen werden für unannehmbar gehalten. Galeppi gieng zwar nochmal nach Florenz, um neue Versuche zu einem Vergleiche zu machen; in Rom aber sah man die florentinische Unterhandlung für fruchtlos an.

Die französische Regierung spielte dießmal mit Rom die bekannte Fabel von der Katze und der Maus. Sie spielte eben diese Fabel stets mit allen schwächeren Staaten; hielt zum Spott und Trug Conferenzen und Unterhandlungen, that Aussöhnungsvorschläge, und

machte Friedensanträge, aber immer solche, die die der Schwächere nicht eingehen konnte, und schlug zuletzt ihre Räuberklauen in das zappelnde Opfer, und verschlang es.

XIII.

Neue Vertheidigungsanstalten des Papstes. — Bonaparte fängt den Krieg an, und rückt vor. — Friede zu Tolentino, und dessen Folgen.

Die Absichten der Franzosen waren deutlich genug: also rüstete sich der römische Hof so gut als er konnte, den ihm drohenden Angriff abzutreiben. Man organisirte in der Stadt Rom eine Bürgerwache, wobey sich die Mitglieder der größten Häuser einschreiben ließen. Der Senator Rezzonico wurde Generalissimus derselben, und die Fürsten Aldobrandini, Gabrielli und Giustiniani dienten als Oberste dabey. Man hob allenthalben Rekruten aus; alle Männer ohne bestimmte Beschäfftigung mußten zur Vertheidigung des Staates die Waffen ergreifen, oder denselben verlassen. Die Landmiliz wurde allenthalben versammelt; man vertheilte auf die Gegenden, wo

es nöthig war, alle Arten von Waffen, Zelten, Kanonen und übrige Kriegsbedürfnisse. Alle Klassen von Staatsbürgern waren von einem rühmlichen patriotischen Eifer beseelt: Jedermann brachte Gold, Silber, Geschmeide, Lebensmittel, Vieh, als willige Opfer dar. Reiche Privatleute gaben Summen her, um ganze Corps auszurüsten; der Connetable Colonna stellte ein volles Infanterieregiment; der Wechsler Turlonia eine ganz ausgerüstete Kompagnie Kavalerie. Pius VI. machte den katholischen Höfen den Zustand seiner Unterhandlungen mit Frankreich bekannt, und lud sie ein, sich zur Vertheidigung der Religion zu vereinigen. Seine eigenen Unterthanen forderte er durch eine Proklamation auf, sich zu bewaffnen, um jeden feindlichen Angriff mit Gewalt abzuwehren.

Alle diese Anstalten, gut gemeint und ernstlich ausgeführt, konnten jedoch keineswegs hinreichen, den kleinen Kirchenstaat gegen die große französische Macht sicher zu stellen. Der Papst zählte mit einigem Grunde auf den Beystand des neapolitanischen und des kaiserlichen Hofes: Dieser letztere war schon seit dem Jahre 1792 im unaufhörlichen, standhaftesten Kampfe gegen Frankreich begriffen, und der erstere hatte noch vor kurzem

zem sich durch einen Traktat anheischig gemacht, zur Vertheidigung gegen den gemeinschaftlichen Feind aller monarchischen Staaten Truppen zu stellen. Plötzlich ließ der neapolitanische Hof sich bewegen, einen Frieden mit Frankreich zu schließen, und dadurch sah sich der römische Hof einer großen Stütze beraubt. Der Kaiser schickte den General Colli nach Rom, weil der Papst einen österreichischen General verlangt hatte, und that von seiner Seite, was nach den damaligen Umständen zu thun möglich war.

Mit Anfang des Jahrs 1797 versammelten sich die päpstlichen Truppen; man weihte ihre Fahnen feyerlich ein, und sprach ihnen auch im Namen der Religion Muth zu, und schickte einen Theil davon in die Plätze, welche auf der Straße nach Bologna liegen. Noch im Monat Januar kam General Colli in Rom an; er musterte die noch dort gebliebenen Truppen, fand sie weit zu schwach, um etwas von Belang damit zu unternehmen, und verlangte eine Vermehrung sowohl an Infanterie, als besonders an Kavallerie.

Der römische Hof strengte sich zwar an, diese Forderung in Erfüllung zu bringen; allein, die Zeit war nicht mehr hinreichend. Schon am 1. Februar publizirte Bonaparte in seinem Hauptquartier zu Bologna eine Art von Manifest,

worinn er dem Papste mancherley Vorwürfe machte, wovon der wesentlichste war, daß man in Rom die Friedensvorschläge des Cacault nicht angenommen habe; erklärte dann, daß auf diese Weise der Waffenstillstand aufgehoben sey, und ließ auch seine Truppen sogleich wieder vorrücken. Diese bemächtigten sich schnell der Städte Imola, Forli und Cesena. Die dortigen päpstlichen Truppen thaten einigen Widerstand, er war aber gegen die kriegsgewohnten Feinde zu schwach und unbedeutend; sie verloren gegen 500 Mann an Todten, gegen 1000 Gefangene, einige Kanonen ꝛc. In wenigen Tagen war die ganze Provinz Romagna in der Gewalt der Franzosen; eben so rasch besetzten diese das Herzogthum Urbino und die ganze Mark Ankona; und am 18. Februar hatte Bonaparte sein Hauptquartir schon in Tolentino. Auf dem Wege dahin hatten die rohen Demokraten das heilige Haus zu Loretto geplündert, aber bey weitem die reiche Ausbeute nicht gefunden, auf welche ihre alles zerstörende Raubsucht gerechnet hatte.

Dieses unaufhaltbare schnelle Andringen ungezähmter wilder feindlicher Truppen bis in die Gegenden unfern von Rom, mußte jeden Gedanken von bewaffnetem Widerstande verschwinden machen; man dachte also darauf, noch einen Versuch zu machen, durch eine Unterhandlung die übermächtigen Feinde von den Thoren Roms zu entfernen.

Es

Es befand sich in diesem Zeitpunkte daselbst der Kardinal Mattei. Dieser Mann war aus einer vornehmen römischen Familie, war Erzbischof von Ferrara und Kardinal geworden, lebte aber ungeachtet seiner hohen Würden einfach wie ein Dorfpfarrer, und übte seine Religionspflichten mit wahrem apostolischen Eifer. Als im verflossenen Jahre Bonaparte mit seinen Truppen gegen Ferarara anrückte, bestieg der fromme Erzbischof die Kanzel, und ermunterte nach seiner Ueberzeigung die päpstlichen Unterthanen zum Widerstande gegen die ungläubigen Franzosen. Bonaparte bemächtigte sich jedoch der Stadt, ließ den Kardinal vor sich kommen, gab ihm einen Verweis, und schickte ihn ohne weiters ins Gefängniß. Tags darauf ließ er ihn aus demselben holen, hielt ihm eine derbe Predigt, und der gutmüthige Kardinal gestand ein, daß er nicht wohl gethan habe. In einem Falle von guter Laune begnügte sich Bonaparte mit diesem offenherzigen Geständniß, und ließ Mattei im Frieden ziehen, der nach Rom gieng, wo er seitdem lebte.

Dieser Kardinal schrieb jetzt dem heranrückenden, ihm persönlich bekannten feindlichen General einen eindringlichen Brief. Bonaparte antwortete darauf ziemlich umständlich, und schloß mit folgenden Worten: „Ich will mir gefallen lassen, dem ganzen Europa noch einmal die Mäßigung des vollziehenden

Di=

Direktoriums der französischen Republik zu beweisen, indem ich dem römischen Hofe fünf Tage zugestehe, um einen mit Vollmachten versehenen Negoziateur zu schicken, der sich nach Foligno begeben soll. wo ich mich auch einfinden werde."

Von der hier angepriesenen Mäßigung des französischen Direktoriums, und von den Ursachen derselben wollen wir weiter unten sprechen. Der geängstigte Pius VI. war in diesem kritischen Augenblick mit dem Antrag des feindlichen Generals zufrieden, und schickte ihm eiligst statt Eines Bevollmächtigten vier entgegen; diese waren sein Neffe, der Herzog Braschi, der Marquis Massini, der nämliche Kardinal Mattei, und der Prälat Galeppi. Statt den Bonaparte in Foligno zu erwarten, giengen sie bis nach Tolentino zu ihm, wo auch sogleich die Unterhandlung anfieng. Die Forderungen des Generals waren noch höher gespannt, als sie es beym Waffenstillstand vom vorigen Jahre gewesen. Die päpstlichen Bevollmächtigten wollten etwas davon gemildert wissen; allein, Bonaparte voll ungeduldigen Uebermuths, und nach seinen weiteren Planen strebend, sagte am 18. Febr. zum Kardinal Mattei: „Wenn Sie morgen nicht in alle meine Propositionen ohne Ausnahme einwilligen, so marschiere ich übermorgen nach Rom." — Tags darauf brachte ihm der Kardinal zur Antwort: „Wir willigen in Alles." — Man setzte also die Artikel auf, und unterzeichnete sie am nämlichen 19 Febr. 1797

zum

Die Hauptpunkte waren hier wieder die nämlichen wie zu Bologna: überdieß mußte der Papst alle seit dem Waffenstillstande neu angeworbenen Truppen abdanken; mußte nebst den Legationen von Ferrara und Bologna auch die Provinz Romagna für frey und unabhängig erklären; mußte Avignon und Venaißin auf immer, die Stadt und das Gebieth von Ankona aber bis zum Frieden auf dem festen Lande an die Franzosen abtreten; mußte der Familie des Basseville zur Entschädigung 300,000 Livres geben, und mußte endlich über die in Bologna stipulirten 21 Millionen noch 10 Millionen am baaren Gelde und Pretiosen, folglich in allem 31 Millionen bezahlen. Der gänzliche Abmarsch der Franzosen aus dem päpstlichen Gebiethe sollte erst dann erfolgen, wenn diese Bedingniße würden erfüllt seyn; darum ließ Bonaparte den General Viktor mit seiner Division zurück, er selbst aber gieng schon am 20. nach der Lombardie zurück.

Dieß war also die gepriesene Mäßigung des französischen Direktoriums! Der abgenöthigte Verlust von fünf schönen Provinzen, und die ungeheure Geldstrafe von 31 Millionen! — Das hieß zwar den Kirchenstaat nicht geradezu und förmlich vernichten, aber im Grunde war er dadurch so sehr geschwächt und entkräftet, daß es von nun

 an

an nur des kleinsten Anstoßes bedurfte, um ihn ganz umzustürzen. Daß Bonaparte diesen letzten Stoß nicht wagte, dazu hatte er gute Ursachen: seine Exekutionsarmee war eben nicht groß; um nach Rom zu kommen, mußte er hinter Foligno den beschwerlichen Weg über die Appenninen paßiren, und gesetzt, er kam mit seinen 15000 Mann dahin, wer bürgte ihm dafür, daß nicht Verzweiflung und Anhänglichkeit an ihr Vaterland die Römer bewegte, um wüthend über sein Häuflein herzufallen, und es aufzureiben: das wäre für den unüberwindlichen Mann ein unaustilgbares Brandmal gewesen. Eine große Armee erst vom Po und der Etsch herunter kommen lassen, das nahm zuviel Zeit weg: er hatte zwar wiederholte große Siege über die östreichischen Heere erfochten; aber wenn er sich zulange an der Tiber beschäfftigte, so konnten sich die ihm noch stets fürchterlichen Oestreicher indessen wieder sammeln, und mit neuem Vortheile kämpfen. Er zeigte also die **Mäßigung**, den kraftlosen Papst, welcher ihm in keinem Falle entrinnen konnte, einstweilen noch politisch fortleben zu lassen, und nahm die Millionen desselben, um den Krieg weiter gegen Oestreich fortzuführen.

Pius VI. ward durch diesen neuen Friedensschluß in die traurigste Lage versetzt: verlorne Provinzen

vinzen, eine leere Schatzkammer, mißvergnügte Unterthanen, waren die Folge davon; und was seinem guten Herzen noch schmerzlicher fiel, er mußte neue Opfer von diesen ohnehin schon stark belasteten Unterthanen fordern. Schon unterm 24. Februar erschien ein Edikt, worinn Jedermann dringend aufgefordert wurde, Alles, was ihm von Gold- und Silbergeräthe noch übrig war, binnen drey Tagen in den päpstlichen Schatz zu bringen. Die ganze Sekular- und Regulargeistlichkeit mußte ein genaues Verzeichniß aller ihrer Güter einreichen, und den sechsten Theil davon als Anleihe dargeben, welches neue Unzufriedenheit bey derselben erregte.

Alle diese Kalamitäten häuften sich auf den gebeugten Papst, und untergruben endlich auch seine körperliche Gesundheit; er wurde im Monate May so krank, daß man ihn beynahe schon für verloren gab. Er erholte sich zwar, aber die Widerwärtigkeiten drangen sogleich wieder auf ihn ein. Der allgemeine Geldmangel und die daraus entstehende Theurung stürzten einen großen Theil des Volks in einen düstern Mißmuth und eine Art von Erbitterung, dieses benützten die heimlichen Anhänger der französischen Revolution; es erschienen Schmähschriften; einige Kardinäle wurden auf den Straßen beschimpft; es entstunden

hier

hier und da unruhige Bewegungen. Alle diese Umstände von schlimmer Vorbedeutung mußten den Papst bewegen, neue Vorsichtsregeln zu treffen. Er ließ die Engelsburg mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen versehen; er ließ die Garnison von Rom verändern und vermehren, und in die verschiedenen Quartiere der Stadt Truppen vertheilen. Ungeachtet dieser Vorkehrungen machten einige unruhige Köpfe und Partengänger der Demokratie so kühne Schritte, daß man sich ihrer Person versichern, und sie verhaften mußte, und darüber erhoben ihre Bekannte, Verwandte, oder heimliche Mitschuldige ein Geschrey und Wehklagen, welches den wohlwollenden Pius in neue Verlegenheiten setzte.

XIV.

Krieg mit den Cisalpinern. — Aufstand in Rom und Tod des General Düphot. — Einmarsch der Franzosen in Rom.

Nach dem tolentinischen Frieden schickte Pius VI. den Marchese Massimi als seinen bevollmächtigten Minister nach Paris, und das französische Direktorium sandte ihm dagegen in eben dieser Eigenschaft den Bürger Joseph Bonaparte, Bruder des Generals.

Dieser General hatte schon vor einiger Zeit eine sogenannte cispadanische Republik erschaffen, aus dieser hatte er ganz neuerlich die cisalpinische Republik gemacht, und sie aus den abgerissenen Trümmern verschiedener Staaten zusammen geknettet. Sie bestand nach ihrer Vollendung aus der östreichischen Lombardie, aus dem Veltlinerlande, einem Stücke von Graubündten; aus dem bergamascischen und brescianischen Gebiethe, weiland zur Republik Venedig gehörig; aus

dem Herzogthume Modena und Reggio, endlich aus den drey dem Papste entrissenen Legationen Ferrara, Bologna und Ravenna. Uebrigens war sie die unterthänigste Tochter und Sklavinn der französischen Mutter-Republik, äffte dieselbe in allen Dingen nach, und stand ihr in Allem zu Geboth.

Da das französische Direktorium nur eben den Frieden zu Tolentino geschlossen hatte, so wollte es doch der übrigen Welt den Beweis einer solchen Schamlosigkeit nicht geben, den Papst nach wenigen Monaten abermals zu bekriegen; darum gab es diesen Auftrag ihrer Tochter, der cisalpinischen Republik, und diese gehorchte ohne Anstand. Der Vorwand dazu war, daß der Papst diese neue Republik noch nicht anerkannt habe, und daß ihr ein Stück vom Herzogthume Urbino gehöre, indem der Frankenkönig Pipin dasselbe vor tausend Jahren vom Exarchat von Ravenna weggenommen, und dem Papste Stephan III. geschenkt habe.

Wer erstaunt nicht über diese seichten und von tausend Jahren hergeholten Gründe, um einen neuen Krieg mit dem Papste anzufangen? Allein der Kirchenstaat sollte nun einmal umgestürzt werden, auf was immer für Art es wäre.

Der

Der Pohle Dombrowsky, welcher unter Koszíusko gedient hatte, war nachher zur französischen Armee in Italien gegangen, und izt in die Dienste der cisalpinischen Republik getreten; diesen schickte sie aus, um an dem Papste zum Ritter zu werden. Er sollte das Fort St. Leon an der urbinischen Grenze wegnehmen; allein zwischen den Cisalpinern und Römern war der Streit gleicher: der Kommandant von St. Leon that einen tapfern Widerstand. Die Bauern aus der Nachbarschaft sammelten sich, griffen die cisalpinischen Truppen an, das Treffen ward blutig, und mit genauer Noth behielt Dombrowsky seine Stellung. Er bekam zwar das Fort St. Leon, mußte aber die Garnison mit allen militärischen Ehrenzeichen ausziehen lassen. Dieser Versuch benahm den Cisalpinern einiger Massen die Lust, den Krieg weiter fortzusetzen. Der französische Minister in Rom mußte sich ins Mittel schlagen; der Papst erkannte die Republik als solche, und schickte einen Minister nach Mayland. Während daß dieser mit dem dortigen Direktorium verhandelte, besetzten die Cisalpiner, mit Hülfe innerlicher Revolutionsfreunde noch einige päpstliche Pläze am adriatischen Meere.

In der Stadt Rom selbst wuchs, durch mancherley Mittel unterstützt, die Zahl der französi-

schen Anhänger merklich, und die Meisten davon waren hier, so wie überall, liederliches Gesindel, Tagediebe, die unter dem Mantel von Gleichheit nach Plünderung der wohlhabenden Mitbürger schmachteten. Ihre Kühnheit stieg endlich so hoch, daß sie sich ohne weiters entschlossen, einen förmlichen Aufstand zu wagen, um Rom zu revolutioniren.

Diese Lasterscene wurde auf folgende Art vorbereitet.

Am 26. Dezemb. 1797 kamen drey unbedeutende Menschen zu Joseph Bonaparte, und sagten ihm, daß in der künftigen Nacht eine Revolution ausbrechen werde; denn die Geduld des Volks sey endlich erschöpft, sie wollten ihm also die Sache melden, damit er dadurch nicht überrascht werde. Bonaparte antwortete ihnen: „Er würde als unparteyischer Zuschauer seiner Regierung von Allem Nachricht geben, was vorgehe; es scheine ihm nicht, daß sie in sich selbst hinlängliche Mittel zu einer solchen Unternehmung haben, und die französische Regierung werde ihnen keinen Beystand leisten; übrigens sey das Schicksal der Staaten im Schooße der Zukunft verborgen, und er könne nicht in diese Zukunft sehen.“ Dieses berichtete Bonaparte selbst unter 31. Dezember

aus Florenz an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris.

Die drey Aufwiegler verließen hierauf den Bonaparte, und versicherten ihn, die Sache würde für diesen Augenblick unterbleiben; auch war die kommende Nacht ruhig. Aber am 27. mit einbrechender Nacht geschah eine revolutionäre Zusammenrottirung bey der Villa Medicis: es waren 80 bis 100 Rebellen, die Meisten hatten die französische Nationalkokarde aufgesteckt, und ein ganzer Sack voll solcher Kokarden war noch rings herum auf der Erde verstreut worden. Die Regierung hatte indessen von dieser Rottirung schon Nachricht, sie schickte ein Detaschement Truppen zu Fuß und zu Pferde nach dem Sammelplatz der Empörer; diese thaten Widerstand, es gab von beyden Seiten Verwundete und Todte; doch wurden die Bösewichter aus einander gejagt, und Einige davon verhaftet, und am darauf folgenden Tage genoß Rom einer vollkommenen Ruhe.

Diese war aber von keiner Dauer. Am 28. Abends gegen 4 Uhr sammelte sich ein Haufe von Revolutionisten vor dem Pallaste Korsini, worin der Minister Bonaparte wohnte; sie waren mit Stileten, Säbeln und Pistolen bewaffnet, und hatten Alle französische Kokarden aufgesteckt, tru-

gen auch deren ganze Hände voll mit sich, theilten sie den Vorübergehenden aus, schrien laut: Es lebe die Republik! Es lebe das römische Volk! und nöthigten die Vorbeygehenden, eben dieses zu rufen. Es wurde Geld unter den Haufen ausgetheilt, und man wußte nicht, woher dieses Geld eigentlich komme. Einer der Rädelsführer gieng in den Pallast zu Bonaparte hinauf, und sagte ihm: „Wir sind frey, wir verlangen die Unterstützung Frankreichs.“ Bonaparte (so behauptet er in seinem Berichte) und seine Offiziers stellten ihm seine Kühnheit vor, und befahlen ihm, sich von dem Pallaste zu entfernen. Statt daß dieses geschah, wurde die Zahl der Revolutionisten immer größer. Bonaparte fand endlich für gut, selbst hinunter zu gehen, und mit ihnen zu reden; ehe er noch über die Treppe kam, hörte er schon schießen: es war ein Kavalleriepiket angeritten gekommen, und suchte die Ruhestörer von dem Pallaste wegzujagen; diese aber flüchteten sich in den Hof und auf die Treppen des Gebäudes. Indessen kam auch ein Detaschement Infanterie in der nämlichen Absicht; beyde Parteyen feuerten auf einander, die Insurgenten mit ihren Pistolen, die päpstlichen Soldaten mit ihren Gewehren: es war ein ordentlicher Scharmützel.

Während diesem kam Bonaparte mit seinen Begleitern die Treppe herunter; sie zogen ihre Säbel, und machten Miene, die Streitenden aus=einander zu bringen; es achtete aber Niemand auf sie, weder die Insurgenten, noch die Soldaten; der Tumult wurde noch größer, und in diesem Tumult empfieng der General Dûphot, welcher sich von Bonaparte etwas entfernt, und mitten unter die Fechtenden vorgedrängt hatte, zwey Flin=tenschüße, welche ihn todt zu Boden streckten.

Ob dieses mit oder ohne seine Schuld geschah, ist bis itzt noch nicht aufgeklärt. Einige Berichte aus Rom behaupteten sogar, er hätte die Insur=genten gegen das Militär angeführt. Soviel ge=steht Bonaparte selbst, daß Dûphot stets fech=tend bis zum septimianischen Thore kam, weit außer der Straße des korsinischen Pallastes, selbst Bonaparte und seine übrigen Offiziere kamen im Tumult des Gefechtes so weit von ihrem Hause weg, daß sie rückwärts durch den Garten in das=selbe zurückkehrten.

Dieser Auftritt hatte ungefähr zwey Stun=den gedauert; es waren gegen fünfzig Menschen verwundet und getödtet worden, und die Empö=rer endlich auseinander gestoben. Joseph Bona=parte schrieb an den damaligen Staatssekretär,

Kardi=

Kardinal Doria, der sich im Vatikan befand, und meldete ihm den Vorfall nach seiner Art. Einige Stunden später schrieb er abermal an diesen Kardinal, und verlangte einen Reisepaß. Der Kardinal bezeugte ihm in einem Antwortschreiben seinen innigsten Schmerz über den unglücklichen Vorfall; meldete ihm, daß sich der achtzigjährige Pius VI. in so schwächlichen Gesundheitsumständen befinde, daß man ihm aus kluger Schonung von dieser leidigen Geschichte bisher noch gar nichts habe vortragen können; und schickte dem Minister den verlangten Reisepaß, wie auch ein Schreiben an den päpstlichen Minister Maßimi in Paris.

Am folgenden Morgen gieng Bonaparte aus Rom nach Florenz, und dann weiter nach Frankreich ab.

Jedermann wird wohl der Umstand auffallen, daß sich die Revolutionisten gerade vor dem Pallaste des französischen Ministers versammelten, daß sie die französische Kokarde aufsteckten, und gerade dort das Revolutionsgeschrey erhoben. Dieses konnte nur aus zweyerley Gründen geschehen: entweder weil die französischen Demokraten gleich zu Anfang ihres Unwesens von Paris aus allen Völkern feyerlich Schutz und Unterstützung versprochen hatten, welche gegen ihre Souveräns aufstehen, und sich demokratisiren würden; oder der römische

Pöbel

Pöbel mußte noch nähere und bestimmtere Auffor-
derungen zu einem solchen Schritte erhalten ha-
ben, so sehr auch Joseph Bonaparte nach gesche-
hener Sache öffentlich den Unwissenden und Un-
schuldigen spielte. Seine von ihm selbst offiziel ein-
gestandene Aeußerung gegen die Aufwigler: „das
Schicksal der Staaten liege im Schooße der Zu-
kunft, welche er nicht durchschauen könne,“ war
schon keineswegs geeignet, sie von ihrem schwar-
zen Vorhaben abzuschrecken.

In dem Schreiben des Kardinal Staatssekre-
tärs an den Marchese Maßimi war ein umständ-
licher Bericht über den Vorfall mit Dúphot.
Zum Schluße sagte der Kardinal: „Die Haupt-
absicht dieses Schreibens ist, Ihnen den Auftrag
zu geben, daß sie sich bey dem Direktorio stellen,
und demselben bezeugen' daß der heilige Vater
den innigsten Schmerz über diesen Vorfall fühlt,
den er unmöglich weder vorhersehen, noch verhin-
dern konnte. Sie dürfen keine Genugthuung für
diesen Vorfall anbiethen, über welchen der heilige
Vater und wir Alle untröstlich sind, sondern Sie
müssen das Direktorium bitten, diejenige Genug-
thuung zu fordern, welche ihm beliebt; sie for-
dern und erhalten wird Eins seyn; denn weder der
heilige Vater, weder ich, noch der römische Hof
werden nicht eher zufrieden seyn, als bis wir

sicher

sicher sind, daß dem Direktorium Genüge geleistet ist."

Nach dem Vorfall mit Dúphot was konnte der römische Hof menschlicher Weise mehr thun, um seine Unschuld dabey zu beweisen, als dem französischen Direktorium jede selbstbeliebige unbedingte Genugthuung anbiethen? Das wäre ein sonderbarer feiner politischer Streich gewesen, vor dem Hause des Bonaparte einen Tumult zu erregen, der durch den Tod des Dúphot bedeutend wurde, um sich dann an Händen und Füßen gebunden auf Gnade und Ungnade dem Direktorium ergeben zu müssen!

Dieses Direktorium sprach aber nichts von Genugthuung: es zog itzt die Larve ganz ab, und ergriff den Anlaß mit Freuden, um seine lang gewünschte Absicht auszuführen, und Rom sammt dem noch dazu gehörigen Gebiethe zu revolutioniren.

Der General Berthier, welcher sich um diese Zeit in Mayland befand, erhielt den Auftrag, unverzüglich mit einer ansehnlichen Exekutionsarmee von Truppen zu Fuß und zu Pferde nach Rom zu marschieren; man nahm dazu die französ. Truppen, welche sich noch in mehreren Gegenden von Oberitalien befanden. Die Cisalpiner,

welche

welche sich bey der Mutter-Republik verdient machen wollten, gaben auch ihr Kontingent dazu, und Alles setzte sich in Marsch gegen Rom. Berthier gieng von Mayland nach Ankona, und publizirte von seinem Hauptquartier aus folgende Proklamation: „Eine französische Armee zieht itzt gegen Rom. Ich erkläre, daß ihr einziger Zweck ist, die Mörder des wackeren Dúphot zu bestrafen, die nämlichen, welche ehedem ihre Hände schon in das Blut des unglücklichen Basseville getaucht haben, und welche die Achtung vergessen haben, die sie dem Bothschafter der französischen Republik schuldig waren. Das römische Volk, welches keinen Theil an diesen Gräuelthaten hat, wird in der französischen Armee Schützer und Freunde finden."

Der römische Hof erwartete in ruhiger Ergebenheit sein weiteres Schicksal, er machte itzt ganz und gar keine Vertheidigungsanstalten; darum marschierte die französische Armee ganz ungestört gegen Rom; nur eine große Menge Schnees, der so eben gefallen war, hielt sie beym Uebergange über die Apenninen ein paar Tage auf.

Am 10. Februar 1798 kamen die Franzosen vor Rom an, und bezogen ein Lager vor den Thoren dieser Stadt. Schon vor ihrer Ankunft hatten

ten sich die Revolutionisten auf dem Kampo Vaccino versammelt, und das Schicksal des Staats entschieden; ihr Hauptanführer war ein Advokat, Namens Riganti, ein heftiger leidenschaftlicher Mensch, der einen vieljährigen bekannten persönlichen Groll gegen Pius VI. hegte. Diese Hand voll Abentheurer nannte sich das römische Volk, sandte sogleich auch eine Deputation an den General Berthier, und lud ihn ein, in die Stadt zu kommen.

Dieß hätte Berthier ohnehin gethan. Er nahm alle Grenadiers von seiner Armee, seinen ganzen Generalstab, und von jedem Kavallerieregiment 100 Mann, und marschierte damit durch die Stadt nach dem Kapitol. Die Straßen waren mit einer ungeheuern Menge Menschen angefüllt, worunter aber, nach dem Geständniße glaubwürdiger Augenzeugen, mehr Neugierige, als Liebhaber der Freyheit waren.

Auf dem Kapitol hielt Berthier folgende Rede, welche in mancherley Rücksicht hier eine Stelle verdient:

„Geist der Katone, der Pompejus, der Brutus, der Cicerone, der Hortensius, empfange die Huldigung der freyen Franzosen auf dem Kapitol, wo du so oft die Rechte des Volks vertheidiget, und die römische Republik verherrlichet hast.“

„Diese

Diese Kinder der alten Gallier kommen, mit dem Oelzweige des Friedens in der Hand, an diesen erhabenen Ort, um die von dem ersten Brutus errichteten Altäre der Freyheit wieder herzustellen.

„Und ihr, römisches Volk! die ihr eure eigenthümlichen Rechte wider ergriffen habt, erinnert euch an jenes Blut, welches in euern Adern fließt, werfet eure Augen auf die Denkmale der Ehre, die euch umgeben; nehmet eure ehemalige Größe und Tugenden eurer Väter wieder an."

Hierauf folgte, wie natürlich, ein großes Geschrey von: Es lebe die Freyheit! Es lebe die französische Republik! Es lebe die römische Republik! . . . . und die Kinder der Galier schritten nach dem Takte des Grenadiermarsches wieder nach ihrem Lager zurück.

Bald aber verlegte Berthier sein Hauptquartier auf das Kapitol. Von dort aus machte er am 15. Febr. folgenden lakonischen Bericht an das Direktorium in Paris:

„Bürger Direktoren! die französische Armee war auf dem Kapitol, um den großen Männern aus den schönen Zeiten Roms zu huldigen; da

erklärte das römische Volk, daß es wieder in seine usurpirten Rechte eintrete; es verlangte von mir den Schutz der französischen Republik! und Rom ist frey."

Das Direktorium kündigte diese Begebenheit durch eine eigene Bothschaft dem gesetzgebenden Körper an. Diese Bothschaft ist so grotesk-komisch, daß sie aufbewahrt zu werden verdient; der darinn herrschende, ernsthaft seyn sollende Stelzenton der damaligen französischen Machthaber wird die Nachwelt noch belustigen. Sie lautete:

„Die theokratische Regierung von Rom, undankbar gegen die französische Republik, die ihr den Meuchelmord des Basseville und alle ihre Meineidigkeiten verziehen, und ihre Existenz gelassen hatte, hat den mit ihr geschlossenen Traktaten ungetreu, am 8ten Schneemond die Majestät der großen Nation in der Person ihres Bothschafters Ludwig Joseph Bonaparte beleidiget, indem sie den Vorhof seines Palastes entheiligte, und den tapfern General Düphot ermordete. Schon seit einiger Zeit fieng die päpstliche Regierung im Trüben ihre Feindseligkeiten gegen die Republik wieder an, machte heimlich Kriegsrüstungen, und rief fremde Generäle zu sich. Sie korrespondirte mit den Verschwornen, welche ihr am 18. Fruchtmonat

nat zu Boden geschlagen habt, und unsern Gesetzen stellte sie die Subtilitäten ihrer thörichten Theologie entgegen. Sie hat eine scheinbare Empörung veranstaltet, um einen Vorwand zu haben, Frankreich zu verleumden, und seitdem hat sie ihre schelmischen Ränke stets fortgesetzt. Das Direktorium mußte zur Vertheidigung der Republik alle Mittel anwenden, welche ihm die Konstitution in seine Gewalt gegeben hat; es hat dem Obergeneral der italiänischen Armee befohlen, gegen Rom zu marschieren, und ein eben angekommener Kourier kündigt ihm an, daß am 22. Regenmonat die Truppen der französischen Republik die Engelsburg und das Kapitol besetzt haben. Das vollziehende Direktorium eilt, der Konstitution gemäß, dem gesetzgebenden Körper die Maßregeln anzuzeigen, welche es gegen eine Regierung ergriffen hat, die in ihrer Verdorbenheit und in ihrem Haß gegen die französische Republik verstockt ist."

XV.

Revolution von Rom.

Papst Pius VI. schickte eine Deputation von einigen angesehenen geistlichen und weltlichen Herren an den feindlichen General, um mit ihm in Unterhandlung zu treten, oder wenigstens zu vernehmen, was derselbe vorschreiben würde. Berthier ließ diese Deputation gar nicht vor sich, sondern sagte, er nehme keine Deputation an, außer vom römischen Volk.

Somit hatte er das Volk schon als souverän anerkannt. Dieses erschuf unter der Anführung des Riganti sogleich eine provisorische Regierung. Es war eben den 15. Februar, der Jahrstag von der Erwählung des Papstes und dem alten Herkommen gemäß, wurde an diesem

Tage

Tage immer ein feyerliches Hochamt im Vatikan gehalten. Während diesem Gottesdienste versammelten sich die Demokraten, und setzten zuerst auf dem Kapitol, und dann auf den übrigen vornehmsten Plätzen von Rom den sogenannten Freyheitsbaum. Es wurde eine Akte abgefaßt und proklamirt, worinn sich das Volk selbst als freyen und unabhängigen Souverän konstituirte; alle bisher im Namen des Papstes ausgeübte, gesetzgebende und vollziehende Gewalt abschaffte, und auf sich übertrug. Es schuf sich im ersten Freyheitstaumel wieder in alte Römer um, ernannte Konsule, Quästoren, Aedilen und dergleichen antike Beamte. Diese anmaßliche Souveränitätsakte war vom 15. Februar 1798, im ersten Jahre der auf dem Kapitolsplatze proklamirten Freyheit datirt, und von allen römischen Bürgern, welche lesen und schreiben konnten, unterzeichnet.

Die bisherige Bürgerwache wurde entlassen, und alle regulirten Truppen entwaffnet; auch wurden alle, den neuen Machthabern verdächtige Menschen von einiger Bedeutung in das Gefängniß gesetzt.

Für die Stadt Rom wurde besonders eine Munizipalität organisirt, und diese Organisirung von Munizipalitäten gieng dann weiter durch den gan-

ganzen Kirchenstaat. Auch wurden an allen größern Orten Freyheitsbäume aufgerichtet. General Berthier, welcher mit seiner Armee der eigentliche Herr von Rom war, entschied, daß die neue römische Republik das nämliche Gebieth in sich begreifen sollte, was dem Papste nach dem tolentinischen Frieden noch übrig geblieben war.

Nach der Erschaffung der Munizipalität von Rom wurde auch eine neue Bürgerwache hergestellt, welche der römischen Republik den Eid der Treue leistete; und am 18ten Februar wurde in der St. Peterskirche sogar ein feyerliches Te Deum über diese ganze neue Schöpfung gehalten. Manche ansehnliche Männer nahmen an diesem Unwesen Antheil, deren Namen wir verschweigen wollen, weil zur Stunde dieses ganze gebrechliche Gebäude schon wieder zerfällt.

Die Franzosen waren nirgends gewohnt, den Völkern die Freyheit gratis zu verschaffen, und eben so wenig den Römern. Es wurde also der Stadt eine Kontribution von vier Millionen an baarem Gelde abgefordert; ferner zwey Millionen an Lebensmitteln; auch wurden alle Pferde und Maulesel in Requisition gesetzt. Alle Einwohner, welche nicht bey der Bürgerwache eingeschrieben waren, mußten alle Arten von Waffen, Schießgewehr,

gewehr, Säbel, Stilette, ja sogar die langen Messer abliefern. Dafür versprach Berthier die Ausübung der katholischen Religion ungestört zu lassen, ja sogar zu schützen.

Die neuen Vertreter der Volkssouveränität, an deren Spitze der Advokat Riganti stand, benahmen sich bey dem ihnen ungewohnten Staatsregierungsgeschäffte so linkisch und ungeschickt, daß man in den ersten vierzehn Tagen die noch immer provisorische Regierung schon dreymal verändern mußte. Auch das half noch nicht; die neu erstandenen Katone und Scipione begriffen die Souveräniätsverwaltung so wenig, daß Berthier eigens drey Kommissärs aus Paris verschreiben mußte, um die Römer in der Regierungskunst einzuweihen.

Eine der ersten Operationen der neuen Machthaber war hier, wie überall, wo die französische Revolution hinreichte, eine fiskalische. Man zog alle Güter der apostolischen Kammer ein, und erklärte sie für Nationalgüter; ein großer Theil von Gütern der Geistlichkeit, der Kirchen und Klöster kam unter eben diese Rubrik, und wurde so bald als möglich verkauft. Weil es aber dessen ungeachtet sogleich am Gelde fehlte, so wurde eine Auflage auf alle Kapitalien gemacht; und da

der

Ertrag derselben viel zu langsam eingieng, so taxirte man die reichsten Familien von Rom, unter dem Titel von schnellen unausweichlichen Staatsbedürfnissen, auf einen baaren ungesäumten Erlag von 200000 Scudi.

Einige Kardinäle und Prälaten waren schon bey Annäherung der französischen Armee, oder sogleich nach ihrer Ankunft aus Rom und aus dem Kirchenstaat abgegangen, theils nach Florenz, theils nach Neapel; dieser ihre Güter wurden größten Theils eingezogen. Die in Rom zurückgebliebenen Kardinäle ließ man Anfangs ihr bewegliches und unbewegliches Eigenthum ganz ruhig verkaufen; bald aber wurden die meisten derselben unter irgend einem Vorwande in Verhaft genommen, in ein Kloster zusammengesperrt, und bedroht, daß man sie nach Civita Vecchia bringen, und von dort weiter nach einer wüsten Insel deportiren würde. Sie mußten mit schwerem Gelde ihre Freyheit erkaufen, und konnten dann gehen, wohin sie wollten.

Die beyden Neffen des Papstes, der Kardinal Braschi und der Herzog Braschi wurden mit großer Erbitterung behandelt; man nahm ihnen Alles rein weg, und beyde stürzten plötzlich von einem hohen Wohlstande zu einer gänzlichen Ar-

muth herunter. Der Herzog Braschi war glücklicher Weise für seine Person schon vor der Ankunft der Franzosen in Geschäfften nach Neapel verreiset.

Schon am 25. Febr. brach in Rom selbst und in einigen benachbarten Orten eine ernsthafte Insurrektion gegen die neue Ordnung der Dinge aus; die Uebermacht der französischen Truppen dämpfte dieselbe mit Strenge.

Statt Berthier kam bald Massena nach Rom. Dieser ließ es sich sehr angelegen seyn, mit Beyhilfe der drey zur Einrichtung der Landesregierung verschriebenen Kommissärs, das neue Rom vollends nach französischem Muster in eine Demokratie umzustalten.

XVI.

Schicksal Pius VI. — Sein Aufenthalt in Toskana. — Seine gewaltsame Abführung nach Frankreich. — Sein Tod.

Mit einer ernsten, jedoch nicht niedergeschlagenen Miene vernahm der Papst den Anmarsch der französischen Armee vor die Thore von Rom. Sich bewußt, daß er an dem Tode des Dúphot auf keine Weise schuldig sey, welcher der Vorwand dieses feindlichen Einfalls war; auch vollkommen bereitwillig, jede Genugthuung zu geben, welche in seiner Macht stünde, verließ er sich noch auf seine gute Sache.

Als General Berthier seine Deputation nicht mehr annahm, sah er die Absicht der Franzosen deutlich genug ein; und die sogleich darauf erfolgte Aufrichtung des Freyheitsbaums bestätttgte dieselbe auf eine entscheidende Art.

Pius VI. war jetzt im ein und achtzigsten Jahre seines Alters. Er sah dem Gang der Dinge mit einer Heiterkeit des Gemüths zu, welche Alle, die um seine Person waren, in Erstaunung setzte. Seine Leibwache und Schweitzergarde wurde von den Franzosen sogleich abgelöst und entlassen; dafür wurde der Vatikan von 500 Franzosen besetzt, angeblich als eine Ehrenwache, eigentlich aber schon, um den Papst als einen Gefangenen nicht mehr aus den Augen zu lassen. Auch wurden alle Zimmer im Vatikan versiegelt, und ihm nur noch drey zu seiner Wohnung offen gelassen.

Berthier hatte den General Cervoni zum Stadtkommendanten von Rom ernannt; dieser tratt am 15. Februar zu dem heiligen Vater in das Zimmer, und hielt ihm die grausame Anrede:

„Oberpriester! Heute sind es gerade drey und zwanzig Jahre, daß Sie die Regierung dieser Stadt und dieses Landes angetreten haben; heute hat sie auch ihr Ende, denn das Volk hat für

für nöthig befunden, seine Souveränität selbst wieder zu übernehmen."

Was soll aus meiner Würde werden? fragte Pius in einem etwas schmerzlichen Tone. — Sie ist auf das innigste mit der Religion verbunden, welche das Volk beybehalten will, wie es noch heute öffentlich angelobt hat, antwortete Cervoni: eben dieses Volk verspricht Ihnen eine Ihrem Range angemessene Versorgung.

Und was wird mit meiner Person geschehen? fuhr Pius fort. — Ihre Person ist vollkommen in Sicherheit, versetzte Cervoni: man hat eine Wache von 120 Mann für Sie bestimmt.

Der heilige Vater schwieg, und ergab sich vollkommen in die Rathschlüsse der Vorsehung.

Nachdem Cervoni den Papst verlassen hatte, kam einer von den französischen Plünderungskommissärs zu Pius, und forderte von ihm alle seine Edelgesteine, und was er etwa sonst noch an Kostbarkeiten bey sich haben möchte. Der Papst sagte ihm, alles sein Schmuck sey schon in Frankreich, wohin er unter den Kostbarkeiten zur Abfüh-

führung der in Bologna und Tolentino stipulirten Kontribution wandern mußte; ihm sey nichts übrig, als der Diamantring, welcher von einem Papste auf den andern vererbt, und als ein Zeichen seiner Würde getragen werde.

Auch diesen Ring mußte er abgeben.

Nicht damit zufrieden, befahl der Kommissär dem heiligen Vater, alle seine Schränke zu öffnen, und nahm die in einem derselben befindliche Schatulle gierig in Beschlag. In den Schränken befand sich wohl hier und da etwas von Hausgeräthe, aber nichts von einigem Werthe, und in der erhaschten Schatulle fand der goldsüchtige Kommissär nichts anders, als einige Täfelchen Chokolade.

Papst Pius wäre nicht ungern in Rom geblieben; auch schienen die neuen Machthaber der Stadt nicht dagegen; aber bald änderten sie hierüber ihre Gesinnung. Man fieng an, die Gegenwart des Papstes zu fürchten; troz dem Haß, troz den Verläumdungen und Aufhezungen der Revolutionisten, war der Papst bey dem viel größeren Theil des römischen Publikums beliebt; und jezt, verhöhnt, herunter gestürzt von dem angesehensten

hensten Throne der christlichen Welt, war er vollends zum Gegenstande eines großmüthigen Mitleides bey allen guten Seelen seiner ehemaligen Hauptstadt geworden. Die wahrscheinlichen Folgen dieser Gefühle jagten die feigen Usurpatoren in Schrecken; selbst die hochmüthigen französischen Kommissärs schwebten deswegen in Aengsten. Plötzlich ließ General Berthier dem Papste sagen, sich bereit zu halten, denn er müsse von Rom abreisen, und sich nach Toskana begeben.

Alle Widersetzlichkeit gegen einen so peremtorischen Befehl des herrschenden Generals wäre ganz zwecklos gewesen. Der alte, schwächliche Pius mußte die Reise antreten, und gieng schon am 20. Februar unter einer militärischen Bedeckung, von einigen wenigen Geistlichen und Hausgenossen begleitet, aus Rom ab. Man führte ihn nach Siena, und wies ihm das Kloster St. Barbara zu seiner Wohnung an.

Hier lebte er einige Zeit in stiller Ruhe, nur von einigen frommen Seelen, oder auch von Neugierigen gesehen, und bedauert. Unterdessen fand sich ein großer Theil der Bewohner des ehemaligen Kirchenstaats durch die neuen republikanischen Einrichtungen so sehr gedrückt und aufgebracht,

bracht, daß abermals an mehreren Orten ernstliche Unruhen ausbrachen. Eine solche heftige Insurrektion entstand auch in Perugia und der benachbarten Gegend. Sie wurde zwar durch schärfe Zwangsmittel wieder gedämpft, aber die Volksunterdrücker wollten das Gehässige davon gerne von sich abwälzen, und jemand andern aufbürden; es wurde also ausgesprengt, der Papst habe die nahe Nachbarschaft von Siena mit Peruggia benützt, und durch ausgeschickte fanatische Priester und Mönche jene Insurrektion angestiftet; sein Aufenthalt so nahe an der Gränze der römischen Republik sey für die Ruhe derselben gefährlich.

Wirklich mußte der abgelebte Pius VI. seinen Wanderstab weiter setzen. Man nöthigte ihn, von Sienna weg nach Florenz zu reisen. Der Großherzog empfieng ihn mit den Aeußerungen der wärmst n Freundschaft und Achtung; indessen war es aus mancherley sehr triftigen Gründen einleuchtend, daß man seinen Aufenthalt in der Stadt Florenz nicht festsetzen könne; man bereitete in der unweit davon entlegenen Karthause eine anständige Wohnung, welche er nach einigen Tagen bezog.

So sehr man hätte fürchten sollen, daß Pius über seine neue Lage sollte betroffen oder niedergeschlagen seyn, so wenig war er es doch; seine Gesundheit, weit entfernt, durch einen Unglücksstreich zu leiden, der manchem Andern gewiß das Leben würde gekostet haben, blieb noch immer in einem weit über alle Erwartung guten Zustand. Statt sich über den Verlust der Herrlichkeiten dieser Welt zu grämen, äußerte er öfters, daß er alle Hoffnung aufgebe, Rom jemals wieder zu sehen, und daß seine Wünsche bloß dahin zielten, seine Tage auf dieser Kärthause im Frieden zu beschließen.

Indessen lebte er daselbst nicht ganz in einer abgeschiedenen Vergessenheit; er erhielt von Zeit zu Zeit Besuche von ansehnlichen Leuten; auch fanden sich noch wohldenkende Menschen, die ihm sein Schicksal zu erleichtern suchten: ein unbekannt seyn wollender Florentiner schickte ihm eines Tags zehn Beutel, jeden mit fünfhundert Thalern angefüllt, und dabey einen Zettel mit folgenden Worten: „Um für seine Heiligkeit zehn Hemden zu machen.“ Ein anderer Florentiner ließ ihm eine bequeme Senfte machen, mit allen Zeichen seiner geistlichen Würde geziert. Viele Bischöfe und Prälaten, auch einige Fürsten aus

katholischen Ländern haben ihm Beyträge an baarem Gelde übermacht, wovon er einige angenommen, andere aber ausgeschlagen hat. Der König von Spanien schickte ihm, wie ehedem nach Rom, so itzt nach der Karthause das gewöhnliche Geschenk vom spanischen Wein und Taback; auch hatte er ihn versichern lassen, daß er ihn stets als das Oberhaupt der katholischen Kirche ansehen werde.

Es scheint, daß die Bosheit der Revolutionsmänner den gebeugten Pius sogar um seine stille Behaglichkeit in der florentinischen Karthause beneidete. Nach einigen Monaten gebärdete sich das Pariserdirektorium, als ob der Aufenthalt des Papstes auch dort gefährlich zu werden anfieng. Es wurden neue Projekte gemacht, den ehrwürdigen Exulanten neuerdings aus seiner Ruhestätte zu vertreiben: man wollte ihn bald nach Spanien, bald nach der Insel Majorka, bald nach Kagliari in Sardinien bringen; es wurde deßwegen mit dem spanischen und sardinischen Hofe unterhandelt.

Unterdessen litt die Gesundheit des nun zwey und achtzig Jahre alt gewordenen Pius: seine Füße schwollen, und sein ganzer Körper fühlte Schmerzen. Es wurde ihm gleich unmöglich, eine lange Reise zu Wasser oder zu Lande zu machen;

also bestand das Direktorium darauf, er sollte nach Kagliari kommen. Die Aerzte von Florenz stellten Zeugniße aus, daß man ihn ohne Lebensgefahr nicht die mindeste, viel weniger eine weite Reise könne machen lassen. Das Direktorium war so ungerecht, den Zeugnißen jener Aerzte nicht einmal zu glauben; der französische Minister in Florenz mußte in Begleitung von französischen Aerzten und Wundärzten nach der Karthause gehen, um den Zustand des Kranken zu untersuchen; auch diese fanden ihn außer Stand, transportirt zu werden, und der Minister schrieb dieses selbst an das Direktorium. Endlich ließ man ihn einsweilen ruhig.

Es ist noch in Jedermanns frischem Angedenken, wie, troz des im Jahre 1797 zu Kampo Formio mit Oestreich geschlossenen Friedens, die französische Republik für gut fand, in den ersten Tagen des Monat März des gegenwärtigen Jahrs plötzlich, ohne Anlaß und ohne Kriegserklärung, in Graubündten, in Schwaben, und gleich darauf auch in Jalien die Feindseligkeiten wieder anzufangen. Dießmal fanden sich aber die Demokraten in ihren stolzen Erwartungen gewaltig betrogen: sie wurden von den kaiserlichen Truppen allenthalben derb geschlagen und zurückgejagt.

Diese Wendung der Kriegsangelegenheiten entschied das Schicksal des Papst Pius. So wie die Oestreicher von der Etsch gegen Mantua und gegen den obern Po vordrangen, bestand das Pariserdirektorium, ohne daß man eigentlich weiß, aus welchen Gründen, unwiderruflich darauf, Pius VI. müsse eilends nach Frankreich gebracht werden, um ja nicht etwa den Kaiserlichen in die Hände zu gerathen. Seine Gesundheitsumstände hatten sich seit einiger Zeit nur um etwas Weniges gebessert. Eine neue medizinische Kommißion wurde nach der Karthause abgeschickt, um den Zustand des Kranken zu untersuchen. Mit vieler Mühe wurde er im Bette aufgerichtet; in dieser unbehülflichen Stellung hob er die Augen gen Himmel, und sagte zu den ungeduldigen Aerzten die herzzerschneidenden Worten: Ecce Homo! . . . Die Fühllosen fanden, daß er doch ohne ganz offenbare Todesgefahr weiter könne geführt werden. Mit Mühe schleppte man den fast erstorbenen Greis aus dem Krankenzimmer, legte ihn in eine Senfte, und trat damit die Reise nach Frankreich an.

Sie gieng Anfangs nach Parma, wo man ihm einige Erholungstage vergönnte. Weil aber unterdessen die kaiserl. Truppen Siege auf Siege häuften, die Republikaner stets weiter und weiter zurückdrängten, und ein Korps derselben schnell

gegen Parma anrückte, so wurde der Papst eilig wieder von dort weg und nach Turin geführt.

Von Turin brachte man ihn zu Anfang des Monats April nach Brianson, einer in den höchsten Alpen der Provinz Dauphine mitten in beynahe ewigem Schnee gelegenen Festung und schauervollen Wildniß. Dieser Platz sollte, nach einem Beschluß des Direktoriums, der künftige Aufenthalt des Papstes seyn.

Die fortwährenden Siege der Oestreicher vereitelten manchen Beschluß des Direktoriums, auch diesen. Die Truppen der beyden Kaiserhöfe drangen schnell bis Turin vor, und sogleich war die Stadt in ihrer Gewalt. Brianson liegt dicht an der piemontesischen Grenze, und war nach dem Falle von Turin kein sicherer Platz mehr. Neuer Befehl, den Papst nach Grenoble, und von dort nach Umständen weiter in das Innere von Frankreich zu führen.

Ueber diese Behandlung läßt sich kaum etwas Ausdruckvolleres sagen, als folgende Stelle eines bekannten Gelehrten:

„Von allen schreyenden Barbareyen, welche die Geschichte der französischen Republik ausma-

chen, ist schwerlich eine empörender, als die kaltblütige und systematische Grausamkeit des Direktoriums gegen den Papst. Nie verdiente eine Behandlung mit so vielem Rechte mörderisch genannt zu werden. Minder unmenschlich würde es gewesen seyn, wenn man das graue Haupt Pius VI. dem Stahle des Henkers hingehalten hätte, als daß man mit so überlegter Bosheit seinen geheiligten Charakter mißhandelt, ihn geflissentlich mit Schmach und Unbilden überhäuft, aus seinem geplünderten Pallaste in ein fremdes Land weggeschleppt, die letzten Zuckungen des sterbenden Greises von Kerker zu Kerker zur Schau herumführt, und ihm das Leben nur darum zu lassen scheint, damit er seinen Leidensbecher bis auf den letzten Tropfen ausschlürfe."

„Und gegen wen üben sie diese gräßliche Gewaltthätigkeit aus? Gegen einen achtzigjährigen, an der Pforte der Ewigkeit, die ihm bald aufgethan werden soll, harrenden Greis; gegen einen schwächlichen Oberpriester, dessen Mäßigung, Sanftmuth, stiller und ungeheuchelter Frömmigkeit auch Denjenigen Gerechtigkeit widerfahren lassen, die sich zur Kirche Roms nicht bekennen; gegen einen Regenten ohne Staat, ohne Macht, ohne Vertheidigung, dem sie den Frieden verkauft haben, um unter der Larve der Freundschaft, die

Treue seines Volks zu verführen; über den sie mitten im Frieden hergefallen sind; den sie unterdrückt, ausgeplündert, seines Thrones und seiner Freyheit beraubt haben, ohne daß er sich auch nur widersetzt, ohne daß ihrer Armee auch nur ein Haar gekrümmt worden wäre. Was können sie von seiner Hinfälligkeit zu befürchten haben? Welchen Vortheil, welche Sicherheit kann ihnen diese zwecklose Grausamkeit gewähren? Was konnte ihnen der mit dem Tode ringende Papst schaden, dessen Tod oder Entfernung weder auf das Loos seiner Staaten, noch seiner Kirche den geringsten Einfluß hat? Wollen sie sich seiner als einer Geisel versichern? oder hat ihnen der Fanatismus der Philosophie darum angelegen, die Zahl der ihm zu Ehren geschlachteten Märtyrer mit dem Oberhaupte einer Religion, deren Vernichtung sein Zweck ist, zu vergrößern? Hätten sie wider Alexander den VI. schimpflicher und grausamer verfahren können, als sie gegen den väterlichen und zagenden Pius VI. verfuhren?"

Die Grausamkeit der französischen Machthaber wurde dem leidenden Pius von einer andern Seite einiger Maßen vergütet. Nicht nur in den italänischen Provinzen, durch welche seine Reise gieng, sondern selbst in Frankreich erweckte seine Erscheinung ein allgemeines Interesse; nicht bloß

das

das Interesse der Neugierde, sondern jenes des Mitleids, der Theilnahme, der Verehrung, und selbst der Devotion. Häufig strömten die Leute, sowohl auf dem platten Lande, als auch in Städten an den Wagen des Reisenden, hoben ihre Hände gegen ihn empor, und bathen um seinen päpstlichen Segen. In Italien ließ es die militärische Bedeckung (den der erhabene Staatsgefangene war stets mit einer Rotte ausgesuchter wilder Kriegsknechte umgeben) noch angehen; aber auf dem französischen Boden that sie Alles, um die auflebenden Gefühle von Menschlichkeit und Religiosität bey ihren Landsleuten zu vereiteln. Oft ließ der Anführer der Soldatenbegleitung an dem Wagen, worinn Pius war, die Vorhänge herunterziehen, um seine Person den Theilnehmenden zu verbergen. In ein paar Landstädtchen befürchtete die republikanische Munizipalität sogar, die Ankunft des Papstes könnte eine Gährung und einen Tumult unter den Einwohnern verursachen, und sperrte deßwegen sogar die Stadtthore.

Unter solchen abwechselnden Auftritten von Achtung und Kränkung gieng die Reise nach Grenoble, und dann nach Valence an der Rhone. Diese lange, durch sehr gebirgige Provinzen gemachte Reise, von Florenz bis an die Grenze der Dauphine, welche jeden jungen, kraftvollen Mann

 hart

hart mitnehmen würde, mußte den entkräfteten Papst unvermeidlich an den Rand des Grabes bringen; auch waren seine Beine von dieser Zeit an gänzlich ohne Gefühl und erstorben.

Wenn den aus Frankreich kommenden Nachrichten zu trauen ist, so wurde Pius seit seiner Ankunft in Valence um ein Merkliches besser behandelt, als bis dahin; man soll ihm dort eine geräumige, gesunde Wohnung angewiesen, und ihm etwas menschlicher begegnet haben. Kaum war er eine kurze Weile daselbst, und begann sich von den ausgestandenen Beschwerlichkeiten etwas zu erholen, als ein neuer Befehl des Direktoriums verordnete, ihn nach Dijon in Burgund zu bringen.

Diese letzte Reise machte er jedoch nicht mehr; sein Körper war so sehr geschwächt, daß er durchaus keiner anstrengenden Bewegung mehr fähig war. Man wartete einige Zeit ab, die neue Wanderschaft mit ihm vorzunehmen, in der Meynung, er würde vielleicht noch zu einigen Kräften kommen, er wurde aber im Gegentheile immer schwächer, und verlor endlich auf einige Tage beynahe alles Gefühl und alle Besinnungskraft. Der Zustand des Unterleibes hatte den Brand verursacht, welcher nun auch die Eingeweide und die edlern Theile angriff. Plötzlich kam

er am 19. August wieder zu sich; erkannte die Umstehenden, rief den Bischof von Korinth zu sich, sagte ihm, daß er sich sterben fühle, und ersuchte ihn, seinem Nachfolger in seinem Namen zu sagen: Derselbe solle den Franzosen verzeihen, wie er (Pius) ihnen auch verzeihe.

Er starb; und diese letzten Worte von ihm beweisen, daß er ganz nach der Vorschrift Desjenigen starb, dessen Statthalter auf Erden er gewesen war.

XVII.

Ueber den persönlichen Charakter Pius VI.

Das Betragen eines Mannes in einer öffentlichen und ausgezeichnet erhabenen Stelle, besonders wenn er ein ganzes Vierteljahrhundert darauf steht, malt schon größtentheils durch sein Benehmen, bey Vorfällen von aller Art, seinen eigenthümlichen Charakter.

Dieß ist der Fall mit Pius VI. Ein sonderbarer Zufall ist, daß wirklich nach den Angaben der Tradition, seit der Gründung der päpstlichen Macht, Keiner seiner Vorfahren so lange den Stuhl Petri besessen hat; und zu seinem Ruhme muß man bekennen, daß ihn eben nicht gar Viele seiner Vorfahren mit so wohlverdientem Ruhme besaßen.

Seine öffentlichen, sowohl kirchlichen, als politischen Angelegenheiten sind in dem Verlaufe dieser kurzen Geschichte schon wesentlich dargestellt worden.

Pius VI. hatte viele glänzende Eigenschaften, und keine auffallende Schattenseite. Was seine Moralität betrifft, darüber hat sich auch die kühnste Lästersucht keine Ausfälle erlaubt. Sein Geist war kultivirt, und leicht und viel umfassend; sein Aeußeres war edel und zuvorkommend; im Sprechen drückte er sich ungezwungen und angenehm aus; er hatte wissenschaftliche Kenntniße und Einsichten, soviel deren immer ein Mann von seinem Zeitalter und von seinem Vaterlande haben konnte. Für die Künste hägte er einen entschiedenen und geläuterten Geschmack. Man weiß kein Beyspiel, daß er Jemand anhaltend, oder mit überlegtem Willen gehaßt, oder verfolgt hätte; wohl aber hat man eine Menge von Beweisen über seine Güte und Wohlthätigkeit.

In minder stürmischen und harten Zeiten würde er als einer der klügsten und besten Souveräns geglänzt haben. Er legte die berühmte Sakristey bey der St. Peterskirche an, welche ohne Zweifel seinen Namen verherrlichet, aber für sein Zeitalter eine etwas zu kostbare Unternehmung war, indem sie gegen anderthalb Millionen Scudi kostete.

Er war es, der noch als Schatzmeister der apostolischen Kammer Papst Klemens XIV. be-

wog, das in der Folge sogenannte Klementinische Musäum anzulegen. Die berühmte Statue des Apollo von Belvedere stand damals noch wie verwiesen in einem unansehnlichen Hofe des Vatikan, der Prälat Braschi kam auf den glücklichen Einfall, eine Sammlung von Denkmalen des Alterthums daselbst herzustellen. Als er selbst Papst wurde, setzte er das unter seinem Vorgänger angefangene Werk mit Eifer fort: er baute rings um den Hof, worin die Statue des oben erwähnten Apollo stand, eine Reihe von Säulen, die nach und nach mit Statuen, Büsten, Basreliefs und andern Ueberbleibseln der Kunst aus den schönsten Zeiten der römischen und griechischen Kunstepochen angefüllt wurden. Er behielt sich das Recht bevor, bey allen Gelegenheiten, wo man innerhalb der Grenzen des Kirchenstaats solche Denkmale aus der Erde hervorgrub, oder sonst durch Zufall auffand, der erste Käufer zu seyn: diese Schätze der Kunst wurden dann in das Musäum gebracht, welches er wegen der von ihm gemachten Bereicherung mit Recht das Musäum Pio-Klementinum nannte, und welches, vor der durch die Franzosen gemachten Plünderung, in dieser Art von Kunstsammlungen unstreitig das erste in der Welt war. Nicht zufrieden, diese Sammlung Denjenigen unter die Augen zu stellen, welche persönlich Gelegenheit hatten, nach Rom zu kommen,

besorgte

besorgte er eine Abbildung davon in prächtigen und getreuen Kupferstichen, welche im Jahre 1783 angefangen, bis auf sechs Bände fortgesetzt, im Jahre 1792 aber wegen dem ausgebrochenen französischen Kriege eingestellt wurde.

Man hat ihm über den Nepotismus und über die lehrische Erbschaftssache Vorwürfe gemacht. Ohne ihn darüber gänzlich rechtfertigen zu wollen, muß man doch gestehen, daß er in Betreff des ersten große Beyspiele, und über die zweyte einen ordentlichen Rechtspruch für sich hatte.

Es giebt Leute, welche zu behaupten suchen, daß sich Pius in den französischen Revolutionsangelegenheiten nicht nach den Vorschriften der Klugheit und Billigkeit benommen habe. Die Zeit hat gelehrt, daß ein solcher Vorwurf ganz grundlos, und bloß dazu erfunden sey, die Unthaten jener Revolution zu beschönigen. Gegen einen unverschämten Stärkern hilft keine Klugheit, keine Nachgiebigkeit, keine Ehrlichkeit. Hat nicht Piemont, Lucca, Toskana, Neapel das nämliche Schicksal erfahren? — Nachgiebigkeit, Neutralität, Verträge mit schwerem Gelde erkauft, Vorschüße, Begünstigungen, Anleihen, sogar Allianzen schützten diese Staaten eben so wenig vor der politischen Vernichtung, als den Kirchenstaat.

Nur

Nur eine vollkommene politische Blödsinnigkeit, oder versteckte Bosheit können heut zu Tage noch behaupten, daß es in der Macht des Papstes stand, die Revolution seines Landes zu verhindern. Seit zwey Jahren ist es aller Welt klar, daß es in dem Raubsystem des französischen Direktoriums schon seit lange festgesetzt war, ganz Italien zu plündern und zu demokratisiren.

Inhalt.

Seite

I. Geburt und Vaterland Pius VI. — Seine erste Beschäfftigungen in Rom. — Er wird Schatzmeister, Kardinal, und endlich Papst. 3

II. Erste Verfügungen des Papstes in Regierungssachen. — Streitige Verhandlungen mit Spanien, Preußen und Rußland. . . 13

III. Austrocknung der pontinischen Sümpfe. . 23

IV. Verhandlungen des Papstes mit Kaiser Joseph II. — Seine Reise nach Wien. . 29

V. Besuch des Kaiser Josephs bey dem Papst. 51

VI. Verhandlungen Pius VI. mit dem toskanischen Hofe. 57

VII. Verhandlungen Pius VI. mit dem neapolitanischen Hofe. 65

VIII. Verhältniße des Papstes mit Venedig, mit Portugall, mit Schweden, mit den nordamerikanischen Staaten. 74

IX. Ueber die innere Verwaltung des Kirchenstaates. 81

X. Verhältniße des Papstes mit Frankreich vor der Revolution. — Erste Eingriffe der Nationalversammlung in die päpstlichen Rechte. 87

XI. Benehmen des Papstes in Betreff des französischen Priestereides. — Anstalten zur Sicherheit des Kirchenstaates. — Vorfall mit Basseville. 97

XII.

Seite

XII. Vorfälle vom Jahre 1795. — Bonaparte besetzt Bologna und Ferrara. — Waffenstillstand und dessen Bedingungen. — Französische Kommissärs in Rom. — Vergebliche Unterhandlung in Florenz. 108

XIII. Neue Vertheidigungsanstalten des Papstes. — Bonaparte fängt den Krieg an, und rückt vor. — Friede zu Tolentino und dessen Folgen. 123

XIV. Krieg mit den Cisalpinern. — Aufstand in Rom und Tod des General Duphot. — Einmarsch der Franzosen in Rom. . . 133

XV. Revolution in Rom. 148

XVI. Schicksal Pius VI. — Sein Aufenthalt zu Toskana. — Seine gewaltsame Abführung nach Frankreich. — Sein Tod. . . 154

XVII. Ueber den persönlichen Charakter Pius VI. 170

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Bio.

Pezzl

[1. Ex.]

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pezzl, Johann,

Geschichte Papst Pius des Sechsten, seligen Gedächtniß

Augsburg 1800

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 5967
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11236265-7
VD18 10720928-003